

Alfred

SALOMON



**Die
Hunde
sollen
Isebel
fressen**

Roman um Elia

Aussaat

Alfred Salomon

Die Hunde sollen Isebel fressen

Roman um Elia

Aussaat Verlag



ABCteam-Bücher erscheinen in folgenden Verlagen:

Aussaat Verlag Neukirchen-Vluyn

R. Brockhaus Verlag Wuppertal und Zürich

Brunnen Verlag Gießen (und Brunnquell Verlag)

Christliches Verlagshaus Stuttgart

(und Evangelischer Missionsverlag)

Oncken Verlag Wuppertal und Kassel

©1995 Aussaat Verlag GmbH,

Neukirchen-Vluyn

Satz: DTP/Aussaat

Druck: Breklumer Druckerei Manfred Siegel KG

Printed in Germany

ISBN 3-7615-3504-X

Bestellnummer 113 504

1 „Nicht in Stimmung, mein König?“ Isebel zog die Brauen hoch und blickte ihren Gatten prüfend von der Seite an. „Gib es nur zu, es war dieser ungepflegte Bauerntölpel, der dich verärgert hat.“ Sacht senkte sie die Pfauenfeder, mit der sie gespielt hatte. Ein rascher Blick über die Schulter: niemand da, der hätte beobachten können, wie der König gefoppt wurde? Niemand, also spitzte Isebel die Lippen, senkte die Feder noch ein wenig, bis sie die Nasenflügel des in Nachdenken versunkenen Königs berührte.

Hellauf lachte Isebel, als Ahab nieste. Sie kannte ihn zu gut, um sich zu fürchten, als er herumfuhr, den Mund öffnete und zornig losbrechen wollte. Na bitte, schon verwandelte sein Unmut sich in Lächeln, und es klang kaum noch wie ein Vorwurf, als er drohte: „Ich bitte dich, dergleichen treibt man nicht mit einem König!“ Sie neigte sich vor, streckte den Arm aus und berührte mit dem rotlackierten Nagel ihres Mittelfingers seine Lippen. „Psst, mein Herr und Gatte Ahab, nicht schelten, bitte, bitte, lieb sein!“

Jetzt strahlte sein Gesicht, zart ergriff er ihre Hand und führte sie zum Munde. „Kinnamon!“ flüsterte er. „Was sagst du?“ forschte sie, da sie nicht verstanden hatte. „Kinnamon“, lächelte er, „Zimt, wie dein Vater ihn dir aus dem Morgenland hat holen lassen.“ Seine Augen streichelten sie. „Wie ich diesen Duft liebe!“

Sein Blick glitt suchend zu dem mit Schnitzereien verzierten Elfenbeintischchen. „Wußte ich's doch: Überall begleitet dich das Alabasterfläschchen, in dem du deine Kinamonsalbe aufbewahrst.“

Sie war seinem Blick gefolgt, und er sah, wie sich ihre Lippen ärgerlich verzogen. „Da haben wir es: Dieses dumme Mädchen, das meine Salben zu verwahren hat, vergaß wieder einmal, das Gefäß mit dem Wachspfropf zu verschließen!“ Sie zog das Tischchen heran, langte nach dem Wachsklumpchen und drückte es in den Hals des Alabastergefäßes. „Der Duft verfliegt doch, wenn man das Fläschchen nicht verschlossen hält.“

Ahab hatte den Kopf in den Nacken gelegt und sog mit zitternden Nasenflügeln den zarten Duft ein, der Isebel umschmeichelte. Wie oft hatte er schon versucht, das Geheimnis dieser Narde zu ergründen: Kinnamon, die getrocknete Rinde jenes Baumes, der im fernen Indien wuchs. Nein, nicht nur die Rinde, auch diese wie kleine Nägelchen aussehenden Blüten, die sie Kazia nannten. Und dann gehörte ohne Zweifel auch Weihrauch dazu, diese teure Spezerei, die von den Karawanen aus dem Süden Arabiens herangeführt wurde. Doch da gab es noch andere Düfte, die das Aroma der Salbe abrundeten. O diese Sidonier! Wie welterfahren sie waren, und Welch eine Höhe ihre Lebenskunst erreicht hatte!

Ahab ließ, während er Isebels Hand streichelte, seine Augen umherwandern. Wie üppig hatte Isebel mit der tatkräftigen Hilfe ihres Vaters Ethbaal ihre Gemächer ausgestattet: Droben die von starken Balken getragene Decke aus altdunklem Zedernholz. In klarem Gegensatz dazu an den Wänden Elfenbeinplatten mit kunstvollen Schnitzereien: Jagdszenen, fliehende Gazellen und kämpfende Löwen, geflügelte Stiere und Gestalten halb Löwe und halb Weib. Überall, als kontrastierender Untergrund des gelblich schimmernden Elfenbeins, gehämmertes Goldblech, in das blauglimmende Edelsteine eingelassen waren.

Ahab schloß die Augen. Welch ein Sinn für das Schöne! Und wieviel Kunstverständnis für die richtige Verarbeitung und Verwendung des kostbaren Materials!¹ Und da kommt nun dieser plumpe Bauer aus Thisbe daher und droht uns eine lange Trockenheit an! Ein Unverschämter, der es wagt – „Du denkst wieder an diesen – wie hieß er noch? – ach ja, Elia?“ Isebel vermochte offenbar, im Gesicht ihres Gatten zu lesen. „Was wollte er überhaupt?“ „Er behauptet, es werde diese Jahre weder Tau noch Regen kommen.“ Isebel kicherte: „Dann weiß er mehr als tausend Weise, die auch vermeinen, sie könnten Sonne und Regen vorhersagen.“ Doch Ahab schüttelte den Kopf. „Was mir Bedenken schafft: Er trat auf wie einer, der in der Vollmacht seines Gottes kommt.“ Er schloß die Augen, zitierte im Tonfall des Sehers:

„So wahr Jahwe, der Gott Israels, lebt: Es soll diese Jahre weder Tau noch Regen kommen, bis daß ich es sage.“

Isebel lachte: „Jahwe, der Gott Israels! Wer ist das schon! Nie habe ich in Sidon von ihm gehört.“ Eine wegwerfende Handbewegung. „Ist er so mächtig wie Israel? Oder so ohnmächtig?“ Sie legte ihre Hand auf die ihres Gatten. „Sei mir nicht böse, wenn ich so rede. Doch sag selbst: Was bedeutet schon Israel im Reigen der Großen?“ Sie zählte an den Fingern auf: „Da ist Sidon mit all seinen Verbündeten rings um das Meer der Mitte. Damaschäq², Assur, Ninive. Oder gar Mizraim³, das alte Reich am Nil...“

Und wieder lachte sie verhalten, war sich bewußt, wie sehr ihn dieses Lachen bezauberte. „Und wo hat nun dieser Jahwe das Sagen? Man kennt ihn weder am Euphrat noch am Nil, hat nie von ihm gehört bei uns in Sidon.“ Sie sah ihm in die Augen. „Du warst in Sidon, kennst meinen Vater Ethbaal, sahst seine Tarschisch-Schiffe, die bis an die Säulen des Melkart⁴ fahren. Hat etwa dieser Jahwe Sidon zu seinem Reichtum verholfen? Na siehst du: Baal ist es, der den Himmel lenkt und alle Lande, über denen seine Sonne auf- und niedergeht.“ Ihre Blicke beschworen ihn. „Darum bete ich zu ihm, dem Himmelsherrn. Darum habe ich ihm auch hier in Schomron⁵ den Tempel erbaut und an vielen anderen Orten seine Altäre errichtet.“ Sie war sich ihrer Sache ganz sicher. „Glaube mir: Baal ist der Herr über alles, was da lebt.“

Ahab strengte sich an, ihrem Zauber nicht gänzlich zu erliegen.⁶ „Und doch hat dein Vater nicht Baal, sondern der Aschera gedient?“ Es war, als lege sich ein Schleier über Isebels Augen, und Ahab spürte, daß es nicht sehr geschickt gewesen war, ihren Vater ins Spiel zu bringen. Kühl sagte Isebel: „Du hast recht, mein Vater war ein Priester der Aschera⁷, bevor er König wurde.“ Und in Gedanken ergänzte Ahab: nachdem er seinen Bruder Pheles, der bis dahin König in Sidon war, ermordet hatte!

Nur gut, daß Isebel schon fortfuhr: „Doch sobald mein Vater den Thron bestiegen hatte, gab er dem Himmelsherrn den Vorrang. Es hat schon seinen Grund, daß er sich Ethbaal nennt.“ Ethbaal – mit Baal, dachte Ahab. Ja, mit Baal

war Sidon reich geworden. Mit Baal gewann man Macht und starke Verbündete.⁸ Isebel hatte schon recht, wenn sie Jahwe als schwach ansah. Was wußte sie schon von Jahwe? Daß Jahwe Israel aus dem Knechtshaus Ägypten befreit, daß er es durch das Schilfmeer geführt und in der Wüste bewahrt hatte?⁹ Nichts wußte sie von all dem, auch nicht von dem, was im Gesetz des Mose geschrieben stand, kannte nicht das Gebot: Ich bin der Herr, dein Gott, du sollst keine anderen Götter haben neben mir!

Ahab zog unbehaglich die Schultern hoch, da ihn ein Frösteln überkam. Dieser Jahwe¹⁰: Hatte er nicht doch Beweise seiner Macht geliefert? Damals in Mizraim, dann, als er Kanaan den zwölf Stämmen zuteilte. Und den Arm Davids hatte er stark gemacht gegen Philister und Ammoniter, Jeruschalajim in Davids Hand gegeben, den Berg Zion –

Ärger zuckte über Ahabs Gesicht: David und Jeruschalajim. Vergangenheit war das, schon halb vergessen, seit das Reich geteilt und sich zehn Stämme vom Hause Davids losgesagt hatten. Recht getan hatte Jerobeam, der erste König des neuen Nordreichs, als er das goldene Stierbild in Bethel aufstellen ließ, damit die zehn Stämme nicht mehr zum Tempel nach Jeruschalajim wallfahrteten. Die von Juda und Benjamin mochten im Tempel auf dem Berge Zion Jahwe verehren, wir aber, wir von den zehn Stämmen, wir suchen in Bethel den Herrn. Unsichtbar steht er dort auf dem goldenen Stier – ¹¹

„Du beschäftigst dich noch immer mit dem, was dieser Elia dir ansagte?“ Der Spott, der in Isebels Stimme mitschwang, riß Ahab aus seinen Gedanken. Ja, er dachte viel nach, nicht so sehr über diesen Mann da aus Thisbe, nein, über Jahwe und Baal. Wer war nun wirklich der Herr? Oder galt, was so viele meinten: Hatte jeder Gott nur da Macht, wo er zu Hause war und verehrt wurde? Jahwe hier in Israel, Baal überall da, wo die von Sidon über die Meere pflügten? Wenn das so war, dann, ja dann war Jahwe nur ein armer Wicht gegenüber Baal...

Isebel hatte das goldene Glöckchen gegriffen, läutete. Der seidene Vorhang schwang zurück, eine sidonische Die-

nerin trat ein, verneigte sich vor der Königin bis zum Boden und verharrte schweigend. „Sag dem Mundschenk, er möge von dem Wein heraufbringen lassen, den mir König Ethbaal von den Hängen des Libanon schickte.“ Sie schnippte mit dem Finger, das Zeichen, daß die Dienerin gehen solle. Isebel wartete, bis der Vorhang hinter der Dienerin zugefallen war. Es tat nicht gut, die Untergebenen wissen zu lassen, wer in Wahrheit zu Schomron herrschte.

„Du nimmst diesen Gaukler aus Thisbe zu ernst, mein Herr.“ Sie runzelte die Stirn. „Thisbe: Wo liegt dieser Ort überhaupt?“ „Irgendwo drüben in Gilead.“ „Jenseits des Jordan?“ Isebel verzog den Mund. „So sah mir dieser Heilige auch aus! Ein ungepflegter Bauer mit langen Haaren und schmuddligem Gewand.“ Sie rümpfte die Nase. „Nur gut, daß er mir nicht nahekam. Er muß nach Schafen und Karmelmist duften.“

Ahab wand sich. „Er berief sich aber auf Jahwe, den Gott Israels.“ „Papperlapapp!“ fuhr sie ihm über den Mund. „Wenn er im Namen Baals gekommen wäre, hätte ich über seine Worte nachgedacht. Aber Jahwe?“ Sie schüttelte den Kopf, so daß die Diamanten ihres Haarreifs aufblitzten. „Wir werden ja sehen, wer der Herr ist: dieser Jahwe, den das armselige Israel anbetet, oder Baal, der Herr aller Himmel!“

2 Ahab war, da gegen Abend ein kühler Wind von der See her einzusetzen pflegte, auf das Dach des Palastes getreten. Tief sog er die Luft ein, die noch den Geruch des Meeres in sich trug. Doch die Niedergeschlagenheit, die ihn seit der Begegnung mit dem Seher befallen hatte, wollte nicht weichen. Er war an die Mauerzinne getreten und krallte, ohne sich dessen bewußt zu sein, die Finger in eine Fuge, die Regen und Wind in den Kalk gefressen hatten.

Er nickte grimmig, während er seinen Blick an der Mauer hinab in die Tiefe wandern ließ. Treffliche Arbeit, die die

Steinmetzen meines Vaters Omri hier geleistet haben! Überhaupt, König Omri hatte eine glückliche Hand gehabt, als er Tirza verließ und seine Residenz hierher verlegte. Für zwei Zentner Silber hatte er Schemer den Berg abgekauft¹, zuviel, wenn man seinen Wert als Ackerland bedachte, ein Spottpreis jedoch, wenn man die Höhe mit den Augen eines Kriegers betrachtete. Diese Höhe, die Omri nach ihrem Vorbesitzer Schemer Schomron genannt hatte, war der rechte Platz für eine Burg, die auch einem starken Feind Widerstand bieten konnte.

In einem weiten Halbkreis umschlossen die Höhen von Süden her über Ost bis fast zum Norden den Talkessel, aus dem die Höhe Schomron aufragte. Nur gegen Abend war der Blick frei bis hin zum Horizont. Wie ein feiner Silberstreif blitzte es eben dort auf, die Widerspiegelung der tiefstehenden Sonne auf dem Meer.

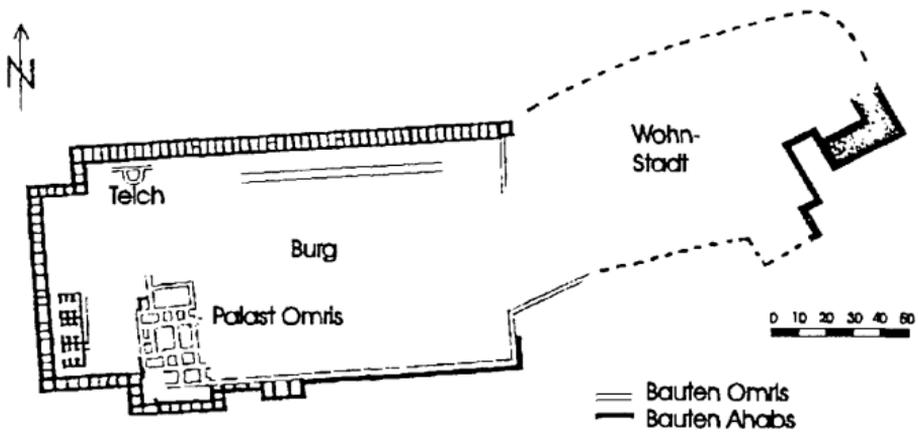
Hier auf der Westflanke fiel der Berg am steilsten ab. Und am Grunde ruhte die aus mächtigen Quadern gefügte Mauer unmittelbar auf dem gewachsenen Fels.

Ahab nickte zufrieden. Mein Vater traf die richtige Wahl, und ich habe das, was er begann, vollendet, diese starken Doppelmauern aufgesetzt, die in ihrem Innern Kasemattenkammern bergen, die mit Vorräten reich bestückt sind. Nur zum Osten hin ist diese Burgmauer schwächer, doch dort liegt wie eine Vorburg die Stadt, die ihrerseits durch feste Mauern geschützt wird.

Hier, wo Ahab jetzt stand, endete der Palast Omris. Nach knapp vierzig Schritten erreichte Ahab die Südwestecke der Kasemattenmauer. Vorsichtig beugte er sich vor und lugte durch eine Scharte in die Tiefe. Nein, kein Feind würde es wagen, auf dieser Seite die Burg anzugreifen.

Nach Mitternacht wandte sich der König, fühlte die sauber geglätteten Steinplatten unter seinen Sandalen und betrachtete im Weitergehen das geometrische Muster der langen Schatten, das die tiefstehende Sonne auf das Pflaster zeichnete.

Jetzt hatte er die Nordseite erreicht, die, um sich dem Berg anzupassen, doppelt gewinkelt war. Schnurgerade er-



Grundriß der Burg von Samaria

Die Burg wurde um 880 v. Chr. von Omri erbaut, von Ahab um 860 verstärkt. Samaria war ein wichtiger Straßenknotenpunkt und Handelszentrum. Funde von Elfenbeinschnitzereien bestätigten, was die Bibel über Ahabs „Elfenbeinhaus“ berichtet. Nach Vorlage aus: Lexikon zur Bibel, R. Brockhaus Verlag, Wuppertal und Zürich

streckte sich von hier aus die wohl acht Schritte breite Kase-mattenmauer nach Osten. Es war ein gewaltiges Viereck, das Omris Burg den Rahmen bot. Und hier, dicht unter der Nordwesthecke, lag der halbkreisförmig gestaltete Teich, der dafür sorgte, daß kein Mangel an Wasser Schomron zur Aufgabe zwingen konnte².

Ahab wandte sein Gesicht der Sonne zu, bald würde sie dort hinter dem Meer untergehen, um denen im Reich der Toten zu leuchten.

Schritte? Ahab wandte sich um. Wer mochte es wagen, den König zu dieser Stunde noch zu stören? Sieh an: Obadja! Nun, der war einer der wenigen, denen es erlaubt war, den König ohne Voranmeldung aufzusuchen. Immerhin, es mußte eine wichtige Angelegenheit sein, die den Haushofmeister veranlaßte, jetzt noch in den persönlichen Bezirk des Palastes einzudringen.

Das Licht der verglühenden Sonne übergießte das Gesicht Obadjas, der sich jetzt tief vor seinem Herrn verneigte. Sah Ahab richtig, so drückte sich im Gesicht des Höflings eine noch unausgesprochene Sorge aus, vielleicht gar so etwas wie Furcht?

„Nun, mein Freund, was führt dich zu dieser Stunde noch zu mir?“ Langsam richtete sich Obadja auf, und nun begegneten sich die Blicke der beiden Männer. Der König zwang sich zu einem Lächeln und versuchte, im Gesicht seines Gegenübers zu lesen. „Du bist besorgt?“ „Der König ist ein kluger Mann, der seine Diener kennt.“ Die Schmeichelei kam glatt über Obadjas Lippen. Er wußte nach den langen Jahren seines Dienstes, was sich der Hofetikette nach gehörte. Er hatte sich sogar, was der König nicht wußte, von einem der sidonischen Hofleute, die Isebel mitgebracht hatte, unterrichten lassen, wie es am Hofe Ethbaals zuging. Und er spürte, daß er diese Kunst der Undurchschaubarkeit jetzt nötiger hatte denn je.

„Ja, mein König, ich mache mir Sorgen.“ „Und darf ich wissen, worüber?“ Obadja straffte sich in den Schultern. „Mein Herr, ich mache mir Sorgen um den Frieden in Sichem.“

Ahabs Brauen zogen sich zusammen. „In Sichem? Warum das?“ Obadja wand sich. „Herr, der Gegensatz zwischen den Wohlhabenden und den Armen wird immer größer. Ich war gestern dort, um die Vorräte in den königlichen Speichern zu überprüfen.“ Er suchte seine Worte mit Handbewegungen zu beschwichtigen. „Gewiß, gewiß, die Bauern haben brav ihre Abgaben entrichtet, aber –“ „Aber?“ „Aber die Unzufriedenheit ist groß, weil die Reichen immer reicher und die Armen immer ärmer werden.“

Fast schien es, als sei der König erleichtert, als er achselzuckend hinwarf: „Nichts Neues auf dieser Erde, wie?“ Obadja rang die Hände. „Der König hat recht, immer hat es Arme und Reiche gegeben. Doch in den letzten Jahren haben die Wohlhabenden zu viel gewonnen.“ „Ich finde das gut, mein Freund.“ „Gewiß, mein König, das ist für das Land und unseren Hof gut und nützlich, aber –“ „Ich habe von Neid und Aufsässigkeit nichts verspürt, wenn ich nach Sichem kam.“

Für einen Augenblick verlor der Hofmann die Beherrschung: „Weil du, Herr, wenn du nach Sichem, Megiddo oder Jesreel kommst, bei den Noblen zu Gast bist! Doch

wenn du einmal in das Viertel der Armen gingest –“ Er hob abwehrend die Arme. „Nein! Nein, tu’s nicht! Die Verwünschungen, die du hören müßtest, täten dir weh –“ Er sah, wie sich des Königs Gesicht verfinsterte, und suchte abzuschwächen: „Nun ja, es grollen nicht alle, die da in den engen Gassen in ihrem Unrat hausen. Doch sie hassen die Reichen in ihren Palästen, zünden heimlich die Gartenhäuser an, die sich die vermögenden Frauen in ihren Gärten eingerichtet haben.“ Und wo sie ihren leichtsinnigen Vergnügungen nachgehen! Doch das sprach er nicht aus.

„Und was geht mich das an?“ knurrte Ahab. „Wenn sie Hunger leiden, dann laß Korn unter sie verteilen, meinetwegen auch Öl und Wein!“ Er lachte. „Wir haben doch genug, sofern die Berichte, die du mir vorlegst, zutreffend sind?“ Obadja fühlte, wie das Blut ihm ins Gesicht stieg. „Meine Berichte sind zuverlässig, mein König! Dafür stehe ich mit meinem Kopf ein. Doch, Herr, es geht nicht nur um Brot und Öl –“ „Sondern?“ „Sie“, Obadja wagte nur zu flüstern, „sie fluchen dem Baal, weil er die Reichen segnet.“

Jetzt war es gesagt. Und der König schwieg? Vorsichtig suchte Obadja im Gesicht des Königs zu lesen, doch Ahabs Miene war undurchdringlich. Die Gedanken jagten durch des Höflings Kopf: Bin ich zu weit gegangen? Habe ich zu viel gesagt? Und dabei habe ich das Wichtigste noch verschwiegen, weil es mein Tod wäre, wenn der König es erführe! So war das gewesen: Ahab hatte fortgeschaut, als Isebel die Diener Jahwes hatte hinmetzeln lassen. Aber er, Obadja, hatte wenigstens einigen von ihnen zur Flucht verholfen, daß sie sich hatten bergen können in den Höhlen des Gebirges. Wehe, wenn der König erfuhr, daß sein Haushofmeister die überlebenden Diener Jahwes noch immer heimlich mit Nahrung versorgte!³

Ängstlich forschte Obadja im Gesicht Ahabs. Ob der König etwa Kunde hatte von all dem? Es gab ja genug Abtrünnige in Israel, die nicht mehr am Gott Abrahams festhielten, sondern sich zu Baal oder Aschera gewandt hatten.

Noch immer schwieg der König? Was spann er für Gedanken? Hatte er vielleicht doch ein Herz für die Armen?

Ohne es zu merken, schüttelte Obadja den Kopf. Nein, Erbarmen mit den Elenden hatte Ahab noch nie gezeigt. Wie sollte er auch? Er wußte ja nicht, was Hunger ist, ahnte nicht, in welch stinkenden Hütten die Armen Jesreels hausten, hatte noch nie seinen Fuß in die Elendsviertel von Megiddo oder Sichein gesetzt.⁴

Hunger? Das war für den König ein Wort ohne Inhalt. Gold und Silber, das kannte er. Auf Speere, Schilde, Bogen verstand er sich. Und wenn er dazu Lust verspürte, dann konnte er in den Silos seiner festen Städte die Vorräte betrachten, die dort für die Zeit der Not gelagert waren. Aber Hunger?

Obadjas Lippen zuckten, da er sah, wie eine Unmutswolke Ahabs Gesicht verdüsterte. „So, Obadja, und weil du dir Sorgen um die Armen in Sichein machst, darum raubst du mir des Abends den Frieden!“ Beschwörend rang der Höfling die Hände. „Mein Herr, ich wollte dich nicht erzürnen, hielt es jedoch für meine Pflicht, das, was ich in Sichein wahrnahm – “ Eine Handbewegung Ahabs ließ ihn verstummen. „Was kümmern mich die Hungerleider in Sichein?“ Verachtung zog über sein Gesicht. „Und du? Weine dich bei anderen aus! Mich aber verschone mit deinen weibischen Gefühlen!“

Obadja spürte, daß es an der Zeit war, sich zu entfernen. Nein, der König hatte kein Herz für die Unterdrückten. Und schon gar nicht gefiel es ihm, wenn sich einer seiner Höflinge für sie einsetzte. Demütig gebückt zog sich Obadja zurück. Erst an der Treppe, die hinab in das Innere des Palastes führte, richtete er sich auf und blickte zurück. Die Sonne war versunken, doch ihre Strahlen färbten noch die hochstehenden Wolken über dem fernen Meer. Und als schwarzer Schatten stand des Königs Gestalt vor dem flammenden Himmel.

3 „Werden die Pferde noch bis Megiddo durchhalten?“ Der Wagenlenker zuckte die Schultern: „Ich hoffe, Herr, doch ich habe sie seit Mittag nicht mehr tränken können. Und ich selber –“ Machla schluckte den Rest des Satzes herunter. Wie hätte er über seinen Durst auch klagen dürfen? Er wußte ja nur zu gut, daß auch sein Herr Obadja keinen Schluck mehr hatte zu sich nehmen können, seit der Ziegenschlauch, den sie am Brunnen von Schomron prall gefüllt hatten, schlaff und leer an der Wagenbrüstung baumelte.

Machla war mit Pferden groß geworden, liebte sie zu sehr, als daß er sie ohne Not hätte dürsten lassen. Und er dankte es seinem Herrn, daß der es großmütig übersehen hatte, als Machla bei der Rast die Hälfte des Wassers hatte den Tieren zukommen lassen. Wahrscheinlich hatte Obadja gehofft, den Schlauch an einer der zahlreichen Quellen des Kischonbaches nachfüllen zu können. Doch diese Hoffnung hatte getrogen. Versiegt waren die Quellen, trocken lagen alle Bäche, aus denen der Kischon sich sonst speiste.

Verwundert wandte Machla den Kopf, als sein Herr aus dem Buch der Richter zitierte: „Könige kamen und stritten am Wasser Megiddos, aber Silber gewannen sie dabei nicht. Vom Himmel her kämpften die Sterne, von ihren Bahnen stritten sie wider Sisera. Der Bach Kischon riß sie hinweg, der uralte Bach –“¹

Das Siegeslied der Debora, in dem sie den Triumph der Kinder Israel über die Kanaaniter besang. Obadja brach ab, da er im Mund einen bitteren Geschmack zu spüren meinte. Gepriesen sei unter den Frauen Jaël? Weil sie in vorge-täuschter Gastfreundschaft Sisera, den Feldhauptmann der Kanaaniterkönige, in ihr Zelt aufgenommen, reichlich bewirtet und dann, als er in Schlaf gesunken war, heimtückisch ermordet hatte?²

Obadja knirschte mit den Zähnen. Verrat war das gewesen, elender, heimtückischer Bruch der geheiligten Gastfreundschaft! Und ein solcher Verstoß gegen Treu und Glau-

ben sollte...? Obadja griff sich an die Stirn. Was war nur mit ihm los? Hatte ihn das, was er während der Fahrt heute gesehen hatte, so verwirrt, daß er gegen die altehrwürdige Überlieferung Israels jetzt aufbegehrte? Die Pferde waren, ohne angetrieben zu werden, in Trab gefallen. Machla wies mit der Peitsche nach vorn: „Megiddo!“ Er lachte gequält. „Die Gäule kennen den Weg, sind ihn schon oft gelaufen. Sie wissen daher, daß sie in Megiddo frisches Wasser erwartet.“ Obadja nickte, Megiddo verhiieß Wasser. Mochten auch alle anderen Quellen nach der nunmehr zwei Jahre währenden Dürre versiegt sein. Megiddos tief im Berg gelegener Quellteich würde nie austrocknen. Schon die Kanaaniter hatten, Jahrhunderte zuvor, den Schacht tief hinab in das Kalkgestein getrieben, und unter König Salomo war ein verdeckter Stollen unter der Stadtmauer hindurchgeführt worden, so daß man von der Stadt aus ungesehen zu dem Brunnenteich gelangen konnte.³

Obadja schüttelte sich, da ihm einfiel, wie der Pharao Schischak, Jahre nach Salomos Tod, in Israel eingefallen war und Megiddo zerstört hatte.⁴ Erst König Ahab hatte dann Megiddo wieder aufgebaut und neu befestigt.

Eine Windhose zog nun über die Jesreelebene heran, sog gelben Staub aus dem verdorrten Boden und wirbelte ihn als eine sich windende Schlange empor, die sich hoch oben im dunstigen Blau verlor. Als Obadja mit den Augen dem unsicheren Weg der dahinwandernden Trombe folgte, wurde ihm erst richtig bewußt, wie ausgedörrt das Land war. Von hier, dem Fuße des Karmel, bis weit hinüber zu den Bergen Galiläas erstreckte sich sonst ein üppig grünender Garten. Jetzt aber lag die Ebene braun und erstorben, selbst das Schilf, das den Rand des Kischon und seiner Quellbäche säumte, war nur noch ein fahlgelbes Band aus Stroh.

Kein Vogel flog auf, als der Wagen jetzt auf einer Holzbrücke über eines der ausgetrockneten Rinnsale polterte. Wie ein großmaschiges Netz lag der aufgerissene Boden des versiegten Baches, und drüben bleichten in der Sonne die von Geiern blankgenagten Skelette verdursteter Rinder.

Machla hatte mit beiden Händen die Leinen ergriffen, zü-

gelte die vorwärtsdrängenden Tiere: „Sacht, ihr Lieben! Sachte!“ Er warf Obadja einen Blick zu. „Sie treibt es zum Wasser, doch ich darf sie nicht so jagen lassen, wie sie wollen, es könnte ihnen übel bekommen.“

Er knurrte etwas vor sich hin, sagte dann laut: „Mein Herr möge mit mir Nachsicht haben, wenn ich ihm nachher nicht behilflich sein kann. Doch ich will selber die Pferde versorgen, ein Fremder könnte sie zu hastig trinken lassen. Ich möchte darum –“ „Schon gut“, Obadja hob begütigend die Hand, „ich bin sicher, du wirst das Rechte tun, daß die Tiere keinen Schaden nehmen.“

Die ersten Lehmhütten tauchten aus dem Staub. Hier hausten die Elenden, von denen der König nichts hören wollte. Obadja biß die Zähne zusammen, als er sah, welches Leiden die Dürre über das einfache Volk gebracht hatte. Leer lag die Straße, die zwischen den regellos hingestreuten Hütten auf die Stadt zuführte.

In all den früheren Jahren hatte Obadja es erlebt, wie die Kinder mit lautem Geschrei seinem Wagen nachgelaufen waren, mit ausgestreckten Armen nach einem Almosen kreischend. Und Obadja, der erste Hofbeamte des Königs, hatte stets darauf geachtet, daß seine Diener ihn bei der Abreise aus Schomron reichlich mit kleinen Geschenken versorgt hatten: Säckchen mit gerösteter Gerste, in kleine Stücke geschnittene Feigenbrote, an der Sonne getrocknete Trauben oder Datteln aus dem Jordantal. Doch diesmal hatte er nichts dergleichen im Wagen, nach zwei erntelosen Jahren waren selbst in den königlichen Speichern die Vorräte dahingeschmolzen. Und wenn die Trockenheit anhielt, dann mußte auch am Hofe der Hunger einkehren. Nur eine ausreichende Ernte konnte noch helfen. Zunächst der frühe Regen, nach dem man säen konnte, sodann der späte, der das Korn gedeihen ließ.⁵ Das erforderliche Saatgut hatte Obadja in den Kasematten Schomrons sicherstellen lassen. Und ebenso, von Soldaten bewacht, wartete auch in den Silos von Megiddo, Jesreel und Hazor das Saatgut auf den Tag, an dem der Regen fallen würde. Doch blau, leicht dunstig, aber von keinem Wölkchen getrübt, dehnte sich das

Firmament, von den Bergen Gilboas – dort rechts weit im Osten – bis hin zu dem lang hingestreckten Rücken des Karmel.

Nein, kein Kind lief dem Wagen nach, kein Bettler streckte seine Hand aus. Waren sie alle schon verhungert, verdurstet, gestorben? Lagen sie, kraftlos und ausgezehrt, in ihren Hütten und starrten mit erlöschenden Augen zu der rissigen Decke empor, durch die sonst, wenn im Herbst der Frühregen kam, wahre Wasserbäche rannen?

Dumpfes Donnern, als der Wagen in die Auffahrt zum Stadttor einbog. Links die aus gewaltigen Quadern gefügte Mauer, da vorn das von viereckigen Türmen flankierte Tor.

Bewaffnete traten aus dem Schatten hervor, als der Wagen heranpolterte, doch ein Blick auf Obadja, ein Zuruf Machlas, und sie gaben den Weg frei.

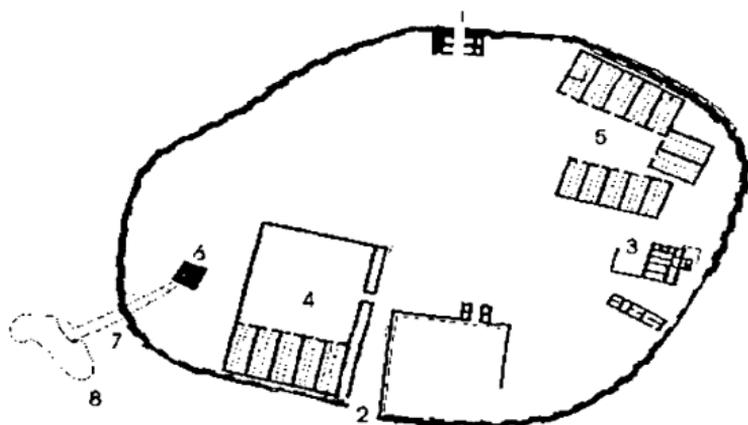
Des Königs Haushofmeister? Was führte ihn nach Megiddo? Wollte er sich durch eigenen Augenschein von dem überzeugen, was die Beamten der königlichen Verwaltung schon längst gemeldet hatten: Wie groß die Not, wie hart der Hunger und wie verbrannt das Land war?

Machla bog in die Basarstraße ein. Obadja atmete auf, schien es nicht, als pulsiere hier noch das Leben? Doch rasch erkannte er, daß es ein seltsam gespenstisches Leben war. Kein Scherzen und Lachen, kein froher Zuruf, kein Handschlag und Freundesblick. Nur eine verbissene Jagd auf das Wenige, was der Basar noch bot. Gierende Augen, zuckende Hände, zähes Gefeilsche um Halbverkommenes.

Rechts führte die Straße zum Palast, doch gleich hier links lagen die Ställe. Die Pferde kannten sich hier aus, wichen, auch ohne daß Machla sie lenken mußte, bis hart an die rechte Mauer aus, um so mit dem Wagen unschwer in die Einfahrt einbiegen zu können. Doch nun, da sie das Wasser witterten, ließen sie sich nicht mehr halten. Aufbäumend hielten sie vor den Steintrögen, in das zwei Söldner eben Wasserkrüge entleerten.

Machla warf den Tieren die Zügel über den Rücken und begrüßte lachend die Männer. „Habt, als ihr uns hörtet, gleich Wasser geholt?“ „Es konnte ja wohl nur ein Wagen

des Königs sein“, erwiderte der Krieger, „wer sonst könnte in der Tageshitze reisen?“



Ahabs Streitwagengarnison Megiddo

- 1 Nordtor
- 2 Südtor
- 3 Palast
- 4 und 5 Ställe
- 6 Schacht
- 7 Tunnel
- 8 Quellenhöhle

Nach einer Vorlage aus Yigael Yadin: Hazor

Machla beugte sich über die Tränke, aus der die Pferde in vollen Zügen sofften. „Es ist hoffentlich abgestanden?“ „Selbstverständlich“, bestätigte der andere, „so kühl, wie es aus der Tiefe kommt, würde es den erhitzten Gäulen auf den Magen schlagen.“ Er wies zur Mauer hinüber. „Du weißt doch, daß wir das Quellwasser, das für die Pferde bestimmt ist, immer erst dort drüben in den flachen Trögen warm werden lassen.“

„Gut so!“ Machla zog die Pferde zurück. „Dennoch sollen sie nicht gleich zu viel trinken.“ Er warf die Zügel dem andern zu. „Geht, schirrt sie aus und reibt sie mit Stroh trocken!“ Er blickte Obadja nach, der schon auf das Hoftor zuschritt. „Danach könnt ihr sie nach Herzenslust saufen lassen.“ Er winkte den beiden zu. „Ich sehe euch später!“

Obadja atmete erleichtert auf, als ihn im Palast des Stadtkommandanten Dathan erfrischende Kühle empfing. Überall unter den schmalen Fenstern standen irdene Krüge, un-

glasiert und darum wasserdurchlässig, so daß ihre Außen-seiten vor Feuchtigkeit glänzten. Obadja meinte den von der Verdunstung hervorgerufenen kalten Luftzug im Ge-sicht zu verspüren, als er sich neben Dathan niederließ. Mit einem unauffälligen Seitenblick suchte Obadja zu ergrün-den, ob seine unerwartete Ankunft den Kommandanten in Verlegenheit brachte, doch dessen Gesicht blieb undurch-dringlich. Wenn ihm das nicht angezeigte Kommen des kö-niglichen Hofmeisters – aus welchem Grunde auch immer – unangenehm war, so ließ er es trotzdem an Gastfreund-schaft nicht fehlen. Noch während er den Gast mit wohlge-setzten Worten willkommen hieß, trugen Diener Wein und erlesene Erfrischungen auf. Sieh da, der Herr Stadtkom-mandant ließ es sich wohlergehen, während das ihm anver-traute Volk hungerte!

Obadja erging sich in allgemeinen Redensarten, wenn-gleich er spürte, wie sehr Dathan danach verlangte, den Grund für dessen Reise zu erfahren. Und als Dathan unru-hig wurde, begann Obadja es zu genießen, den aus seiner Beschaulichkeit aufgestörten Kommandanten nun erst recht auf die Folter zu spannen.

Jetzt konnte Dathan nicht mehr an sich halten: „Unserem König geht es wohl?“ „Ja, es geht ihm wohl.“ „Und der ho-hen Frau?“ „Geht es auch wohl.“ Obadja mußte sich auf die Lippe beißen, um ein Lächeln zu unterdrücken. Nun komm doch schon! dachte er. Sprich aus, wie sehr dich die Neugier plagt!

Dathan räusperte sich umständlich: „Es hat auch in den Bergen Ephraims nicht geregnet?“ „Nein.“ „Doch Schom-ron ist gut versorgt?“ „Die Burg wohl, aber dem Volk geht es schlecht.“ Dathan schüttelte den Kopf: „Seit Menschen-gedenken hat es eine solche Dürrezeit nicht gegeben. Und niemand weiß, wie lange sie noch anhält.“ Obadja sagte, und es klang ganz beiläufig: „Es kam, wie Elia es dem Kö-nig angesagt hat.“

Dathan ruckte herum: „Elia? Der Seher Elia?“ Jetzt schien auch Obadja überrascht: „Du kennst ihn?“ „Seit gestern! Ich stieß fast mit ihm zusammen, kaum daß ich aus der Tür ge-

treten war.“ „Hier vor deiner Residenz?“ „Ja, es schien, als habe er beobachtet, wer hier ein und aus ging.“ „Und?“ „Ein seltsamer Mann: Haar bis über die Schultern, eine härenes Gewand mit Ledergürtel, Staub, der von einer langen Wanderung erzählte, vor allem aber...“ „Vor allem aber?“ „Seine Augen! Und was für Augen! Er sah mich an und sah mich nicht an.“ „Er schielt?“ „Ach was! Ganz anders war das, so als wenn er – ja, als wenn er durch mich hindurchsähe. Verstehst du: Er sah mich an, als wäre ich gar nicht da.“

Er hat den Seher gut beschrieben, überlegte Obadja, doch ich will sicher wissen, ob es wirklich Elia war. „Du sprachst mit ihm?“ „Werde mich hüten, mit einem Allerweltswanderer Unterhaltung zu pflegen! Ich bitte dich: Ich, der Kommandierende in dieser Burg des Königs!“ „Doch woher weißt du, daß dieser Fremdling der Seher Elia war?“

Dathan gab sich überlegen: „Wozu habe ich meine Leute? Na also! Ich setzte ein paar pffiffige Männer auf diesen Fremden an. Und die trieben einen Knaben auf, der sein Diener ist.“ „Dieser Fremde hat einen Diener?“ „Pah, einen Jungen nur, so um die zwölf Jahre alt, ein redseliges Kerlchen, wie sie mir berichteten. Ohne besonders aufgefordert zu sein, erzählte er, daß er seinem Herrn aus Sidon gefolgt sei, genauer gesagt, aus Zarpath, das da so auf halbem Wege zwischen Zor und Sidon liegt.“ „Und sein Herr? Was wußte er über den zu sagen?“ „Ja, du wirst dich wundern: daß sein Herr Elia heiße, ein Wundermann sei, der Tote wieder lebendig mache, und nun unterwegs nach Schomron ist, wo er eine Botschaft an König Ahab auszurichten hat!“

Obadja nagte an seinem Bart. Ja, jetzt gab es keinen Zweifel mehr, daß Dathan auf Elia, den Seher Gottes, gestoßen war. Und Elia war wieder im Auftrage des Herrn auf dem Weg zu Ahab? Um neues Unheil anzukündigen? Oder sah der Herr jetzt sein Volk gnädig an, machte der Not ein Ende, ließ es wieder regnen über dem Lande Israel?

„Er ist noch in der Stadt?“ erkundigte sich Obadja und gab sich Mühe, möglichst gelassen zu erscheinen. „Ich denke doch, aber wir können uns ja Gewißheit verschaffen.“ Dathan ließ eine Elfenbeinkugel in das Bronzebecken fallen,

und der metallene Klang rief sogleich einen Diener herbei, dem Dathan seine Weisungen erteilte.

Obadja hörte nicht hin, war zu sehr mit dem beschäftigt, was ihn bedrängte: Vier, nein fünf Jahre ist es her, daß Isebel die Verfolgung der Jahwedienner befahl. Elia war einer der wenigen, die dem Gemetzel entronnen waren. Ach ja, und die paar Handvoll, denen ich selber zur Flucht verholfen hatte. In abgelegenen Höhlen des Gebirges halten sie sich verborgen, und ich, der Haushofmeister des Königs, versorge sie mit Nahrung aus den königlichen Depots! Mein treuer Kuschi schleicht nächtens hinaus und bringt ihnen, was sie zum Leben brauchen. Ein Schwarzer, ein Kuschiter⁶, den ich vor Jahren einem ägyptischen Händler abkaufte, dieser Kuschi sorgt für die Diener des Herrn. Nacht für Nacht setzt er sein Leben für sie ein. Und für mich! Denn ich bin sicher, nie würde er mich verraten, wenn Isebels Schergen ihn fingen. Obadja konnte mit Mühe ein Seufzen unterdrücken: Daß es in dieser Welt von Verrat und Niedertracht noch immer Menschen gab, auf die Verlaß war!

Er fühlte, daß Dathan ihn beobachtete, und fuhr sich über die Augen, als wolle die Müdigkeit ihn übermannen. Da, jetzt wagte Dathan die entscheidende Frage: „Du kommst im Auftrag des Königs?“ Obadja tat, als müsse er sich besinnen, wo er sei. „Ich –“, dehnte er, „ich soll erkunden, wo noch Weideland für unsere überlebenden Tiere zu finden ist. Mich hat der König nach Norden gesandt, während er selber nach Sichem geritten ist.“

„Sichem!“ Dathan nahm das Stichwort auf. „Der Brunnen unseres Vaters Jakob wird nie versiegen, da er vom Wasser der Tiefe gespeist wird.“⁷ Er verzog den Mund. „Doch es ist zuwenig, viel zuwenig, was er hergibt.“ „So ist es. Es mag vielleicht für die Menschen in Sichem ausreichen, niemals aber für das Vieh. Der König will deshalb auch weiterreiten über Tirza hinaus, um zu erkunden, wie es um die Quellen am Osthang des Gebirges und drüben in Gilead bestellt ist.“

Er sah Dathan fest in die Augen. „Wie viele zugtaugliche Pferde hast du noch zur Hand?“ „Zweihundert“, Dathan

blickte finster, „ich weiß, ich weiß, in besseren Zeiten verfügte ich über mehr als vierhundert, die ich als Gespanne für die Kriegswagen einsetzen konnte.“⁸ Er hob beschwörend die Hände. „Wasser haben wir genug, aber das Futter wurde immer knapper, und um es zu strecken, war ich gezwungen, die älteren Tiere zu schlachten; so konnte ich wenigstens die jungen erhalten.“

Und zudem gewannst du auf diese Art Fleisch für dich und deine Krieger, dachte Obadja. Laut aber sagte er: „Unser Glück, daß die Trockenheit auch die Länder im Norden betroffen hat, andernfalls...“, Dathan vollendete den Satz: „...andernfalls müßten wir befürchten, daß der König von Aram in unser Land einfiel.“

Der Diener, den Dathan ausgesandt hatte, machte sich an der Tür bemerkbar, und Dathan winkte ihn heran: „Nun?“ „Der Mann, Herr, den du mir beschrieben hast, ist nirgendwo zu finden. Niemand kennt ihn, niemand kann sagen, wo er Unterkunft gefunden hat.“ „Du hast fleißig nach ihm forschen lassen?“ knurrte Dathan. Der Diener erwiderte beschwörend: „Ein Dutzend Männer waren unterwegs, Herr, doch der Fremde ist wie vom Erdboden verschluckt.“ Der Mann schien erleichtert, als Dathan ihn mit herrischem Wink davonscheuchte.

Der Kommandant wandte sich wieder seinem Gast zu. „Wenn ich dich recht verstanden habe, hättest du gern mit diesem Elia gesprochen?“ Obadja war auf der Hut, als Dathan fortfuhr: „Ist dieser Seher nicht ein Feind des Königs?“ Obadja zuckte gleichmütig die Schultern: „Das eben möchte ich gern erkunden!“ Ein rascher Blick gab ihm Gewißheit: Es war ihm gelungen, Dathans Argwohn zu zerstreuen. Er erhob sich schwerfällig. „Ich wäre dir dankbar, wenn du mir mein Quartier zeigen wolltest“, er gähnte herzhaft, „es war ein harter Tag heute.“

4 Die beiden Burschen auf Megiddos Stadtmauer hatten schweigend in den flammenden Sonnenuntergang gestarrt. Jetzt wies der Rotschopf, dessen Haar im Licht der sinkenden Sonne zu lodern schien, zum Karmel hinüber. „Gleich wird die Sonne hinter dem Kamm versinken, genauso klar wie all die Abende zuvor.“ Er blickte rundum. „Kein Wölkchen am Himmel, auch nicht die Spur eines Nebelstreifs.“ Er wandte den Kopf, da Schritte näherkamen. Auch der Hagere, der neben ihm hockte, ruckte herum. „Ist das nicht der Junge von heute früh?“ „Du meinst den, der hinter dem seltsamen Fremden hertrabte, dem wir am Stadttor begegneten?“ „Ja doch, diesen merkwürdigen Alten im härenen Mantel.“

Der Junge, der etwa zwölf Jahre alt sein mochte, hatte die Worte vernommen und nickte den beiden zu. „Ihr habt recht, er ist ein seltsamer Mensch.“ Unaufgefordert ließ er sich neben ihnen auf der Mauerkrone nieder und blickte hinaus in die weithin sich dehnende Ebene, über der ein leichter Dunst zu schweben schien. Doch das war kein Nebel, der Feuchte verhieß. Staub war es, so fein, daß die Luft ihn lange trug.

„Dein Name?“ erkundigte sich der Hagere, und der Rothaarige setzte hinzu: „Und woher des Weges?“ „Elibaal heiße ich,“ sagte der Fremde, ohne seinen Blick von den Bergen zu wenden, die weit im Norden über den Dunst ragten.

„Elibaal?“ Der Rotschopf schien das Wort zu zerkauen. „Elibaal – mein Gott ist Baal!“ Er nickte selbstgefällig. „Dein Name besagt, daß du zu Baal betest. Nun, Baal ist auch mein Gott, wir beide stehen also unter demselben Beschützer.“ Er wies auf den Hageren. „Der da hat Aschera zur Göttin erwählt.“ Er wandte sich wieder Elibaal zu. „Deiner Sprache nach kommst du aus dem Norden?“ „Richtig geraten, ich bin aus Zarpath, das liegt zwischen Sidon und Zor.“ „Und wohin will dein Vater mit dir –“ Elibaal fiel ihm ins Wort: „Er ist nicht mein Vater! Er ist...“, er schien nach dem

passenden Wort zu suchen, „er ist mein Meister.“ Und dann, fast heftig: „Er hat mir das Leben gerettet!“

Die beiden anderen fuhrn herum. „Das Leben gerettet? Los, erzähle!“ „Aber langsam!“ mahnte der Hagere. „Ich kann dich sonst wegen deiner Mundart nicht verstehen.“

Langsam wandte ihm Elibaal das Gesicht zu. „Erzähle! sagst du.“ Ein stummes Lachen schüttelte ihn. „Erzähle! Als wenn das so einfach wäre!“ Er hob hilflos die Schultern. „Ich weiß ja selber nicht, was ich von dem, was da an mir geschah, halten soll. Und schon gar nicht weiß ich, was ich von meinem Meister denken soll.“

Leise, so daß die beiden sich vorbeugen mußten, um ihn zu verstehen, fuhr er fort: „Da ist ein Geheimnis um ihn. Ob ihr es glauben wollt oder nicht, Wunderbares geschieht um ihn her. Ein Gott gibt ihm Kraft.“ „Baal?“ „Oder Aschera?“ „Keiner von ihnen!“ Elibaal hatte es geschrien, zwang sich aber sogleich zur Ruhe. „Nein, nein, es ist ein anderer, ein Geheimnisvoller, der nicht zu sehen, nicht zu greifen ist.“ Er flüsterte. „Versteht ihr nicht? Mein Meister trägt nicht den Stern der Aschera, auch nicht das Zeichen Baals, die geflügelte Sonnenscheibe.“ „In wessen Tempel geht er denn, zu opfern und zu beten?“ „In keinen! Seht ihr, er opfert nicht, sucht keinen Tempel auf, und wenn er betet, dann blickt er zum Himmel hinauf, ins Leere.“

Elibaal sprach jetzt wie zu sich selbst: „Ich sehe, wie er die Lippen bewegt und wie seine Augen zu einem Gott aufblicken, den ich nicht sehe. Doch, es ist wirklich so! Er spricht zu seinem unsichtbaren Gott, und – ihr mögt mich für verrückt halten – er bekommt Antwort und Weisung!“

Die beiden anderen schwiegen verblüfft, endlich raffte der Rotkopf sich auf: „Woher willst du wissen, daß sein Gott ihm antwortet?“ „An dem, was er dann tut, erkenne ich's, an dem, was er vermag!“ Ein Schlag in die Luft. „Was sollen die Worte? Am besten erzähle ich euch, was mir geschah, dann werdet ihr vielleicht verstehen, was ich meine.“ „Gut, doch sprich langsam, du weißt, warum.“

Stockend begann der Junge: „Die Dürre, die euer Land befiel, kam auch über die Länder Sidons und Zors. Ihr habt

vom Libanon¹ gehört? Er erhielt seinen Namen, weil ihn zur Winterzeit der Schnee krönt. Nun, er verdient diesen Namen nicht mehr. Ademoni sollten wir ihn jetzt nennen, den Rötlichbraunen. Denn in den letzten Wintern fiel kein Schnee mehr auf seine Höhen. Trocken liegen die Bäche, die sonst zur Zeit der Schmelze frisch zu Tal stürzten. Verdorrt liegen die einst fruchtbaren Fluren der Hochebene zwischen Libanon und Hermon, fahl und braun dehnen sich die Hügel an der Küste.“

Die Erinnerung an das, was er erlebt, wollte ihn übermannen. „Hunger! Und weit schlimmer: Durst! Seit Wochen als tägliche Mahlzeit ein Schälchen Mehl, das in jauchigem Wasser verquirlt ist, eine Handvoll von Mäusen zerschroten Gerste, auf der du dann stundenlang herumkaust, um den knurrenden Magen zu stillen.“

Er sah im bleichen Licht des Mondes, wie die anderen verständnisvoll nickten. Sie wußten, was Hunger ist, wußten es nur zu gut. Durst freilich, den brauchten sie nicht zu leiden, da der tiefe Quellteich Megiddos genug Wasser hergab.

Doch da erzählte der aus Zarpath schon weiter: „Ich weiß nicht mehr, wie alles geschah, lag halbtot auf meinem Strohlager und hörte, wie meine Mutter hereinkam, die ausgegangen war, Feuerholz zu suchen. Wie sie mit einem Mann sprach, der mit ihr gekommen war, wohl einem aus Israel, so schien es mir seiner Sprache nach –“

„Der Mann, den du jetzt deinen Meister nennst?“ „Denselben!“ Zögernd, als müsse er sich der Einzelheiten erst entsinnen, sprach Elibaal weiter: „Wasser verlangte er von meiner Mutter, dann gar Brot! Wasser, und da war doch nur noch eine faulige Neige im Krug. Brot! Es gab im Kasten nur eine letzte Handvoll zermahlenes Korn. Dies und der Rest Öl, den Mutter noch aus dem Krüglein gewinnen konnte, langte doch nicht einmal für ein kleines Brot, geschweige denn zur Speisung auch dieses Fremden!“

Er griff sich an den Kopf. „Ich muß vor Hunger halb wahnsinnig gewesen sein, denn was ich da zu erleben meinte, ist nimmermehr möglich.“ „Was denn?“ drängte

der Hagere. Elibaal hob den Kopf: „Ihr werdet es nicht glauben, und ich, ich kann es auch nicht glauben. Aber ich sah es, ich sah es, als geschähe es wirklich!“

Er hatte den Langen beim Arm gepackt. „Ich sah es in meinem Hungertraum: Wie Mutter den Teig mengte, die eine Handvoll Mehl, die paar Tropfen Öl aus dem Krüglein. Wie sie es auf das Backbrett legte, immer breiter ausstrich. Wie es mehr, immer mehr wurde, schon das ganze Brett bedeckte, wie es in der Wärme aufging, sich hob und blähte, garte.“

Er raupte sich die Haare: „Wie sie das erste Fladenbrot dem Fremden bot, erneut Teig anrührte. Von Mehl, das nicht da war, von Öl, das es nicht gab! Wie sie für mich ein zweites Brot buk, ein drittes für sich selbst. Wie wir es brachen, kauten, aßen, aßen!“

Er fuhr herum. „Versteht ihr das? Ich wurde satt, Mutter wurde satt, der Fremde auch. Wir alle drei, von einer Handvoll Mehl, von einem Rest Öl.“

„So etwas gibt es nicht“, entschied der Hagere, doch der Rotschopf widersprach: „Aber du siehst doch, er ist nicht verhungert! Und der Alte lebt auch.“ Er nagte an seinen aufgesprungenen Lippen. „Baal strafe mich, wenn an dem, was dieser Sidonier erzählt, nicht etwas Wahres ist!“

Elibaal rang die Hände. „Wenn ich selber nur wüßte, was wahr ist und was Fiebertraum!“ Er schlug mit der Faust auf die Mauerbrüstung, verzog, da es schmerzte, das Gesicht und stöhnte: „Da war ja nicht nur diese unheimliche Geschichte mit dem Mehl, das nie zu Ende ging, und dem Öl, das sich vermehrte.“ „Es gab noch andere Wunder?“

Elibaal stieß den Roten, der ihn an der Schulter rüttelte, zurück. „Ich sagte ja schon, ich war vor Hunger halbtot, wußte nicht mehr, was wirklich –“ „Ich denke, ihr hattet nun Brot genug?“ „Gut, gut, doch ich war von den Entbehrenungen so geschwächt, daß ich nicht wieder zu mir fand. Ich will es kurz machen: Fieber befiel mich, ich rang nach Luft“, er knirschte mit den Zähnen, „ich warf mich auf meinem Strohlager herum, sah wirre Bilder vor mir tanzen.“ Er hatte die Hand vor die Augen gelegt, sprach jetzt sehr lang-

sam. „Träumte ich oder war es Wirklichkeit? Mir war, als hätte meine Mutter gerufen: Jetzt ist er tot! Tot? Nein, ich sah doch, wie sie vor mir stand, hörte, wie sie schrie: Baal, gib ihn mir wieder!“

Den Hageren hielt es nicht mehr, er rüttelte Elibaal: „Weiter! Was geschah?“ „Und dann, dann sah ich den Fremden auf der Schwelle stehen. Meine Mutter, die zu ihm sprang, ihn bei den Schultern packte und schrie: Was hab ich mit dir zu schaffen, du Mann Gottes? Bist du zu mir gekommen, daß meine Sünde bestraft und mein Sohn getötet würde?“

„Und? Und?“ „Und ich sah – oder ich sah es nicht, es schien mir nur so: Der Fremde trat an mein Lager, hob mich auf und trug mich hinaus.“ „Hinaus? Wohin?“ „Aus der Kammer auf den Hof, die schmale Stiege hinauf zum Dach. Es machte ihm keine Mühe, so leicht, wie ich nach dem langen Hungern war.“ Er schüttelte sich. „Wie mir das grelle Licht der Sonne in die Augen stach! Ich fühlte meine Arme, meine Beine willenlos schlenkern, bei jedem seiner Schritte. Ich roch den Schweiß aus seinen Achseln, fühlte seine langen Haare auf meinem Gesicht. Obwohl ich doch tot war, tot!“

Er hatte das letzte Wort herausgeschrien, so daß der Lange erschrocken zurückfuhr. Verhaltener sprach Elibaal nach einer Weile weiter: „Als das Licht mich blendete, hatte ich vermeint, bei Baal zu sein, dem Herrn der Himmel. Licht, Licht, so viel helles Licht! Doch dann legte sich etwas wie eine Wolke vor die Helle.“ Er nickte. „Es dauerte, bis ich begriff, daß unser Gast mich in das Dachgemach getragen hatte, das ihm von meiner Mutter als Wohnung zugewiesen worden war.“

Er faltete die Hände über den Knien und schüttelte, ohne es selber zu merken, den Kopf. „Und dann hörte ich ihn beten. Von weither kamen die Worte, gedämpft, als stünde eine durchscheinende Wand zwischen ihm und mir.“ „Er betete? Zu wem! Zu Baal?“ „Oder zu Aschera?“ Elibaal wand sich: „Ich weiß es nicht, weiß es wirklich nicht. Kein Name, kein Anruf“, er zögerte, „nur ein – Adonai Elohai.“

„Adonai Elohai“, flüsterte aufgeregt der Rotschopf,

„mein Herr und mein Gott!“ Er sah triumphierend den Hageren an: „Er kann nur Baal gemeint haben, niemand würde deine Aschera mit Adonai, mein Herr, anreden!“ Der andere wollte heftig erwidern, schluckte aber seinen Ärger herunter, da Elibaal schon fortfuhr: „Adonai Elohai, mein Herr und mein Gott, so betete unser Gast, ‚willst du dieser Witwe den einzigen Sohn rauben?‘“

„Sprich lauter!“ knurrte der Rotschopf. „Kann dich nicht verstehen.“ Unbeirrt flüsterte Elibaal weiter: „Und dann legte er sich auf mich, seinen warmen lebenden Körper auf meinen kalten toten.“ Er atmete hastig. „Dreimal tat er das.“ „Und?“ „Und dabei betete er: Adonai Elohai, laß sein Leben in dies Kind zurückkehren!“

Mit offenem Mund saß der Lange, der Rote hatte beide Hände in sein Obergewand gekrallt. Endlich entspannte er sich, als Elibaal sagte: „Und ich spürte, ich spürte, wie mein Leben langsam zu mir zurückkam.“ „Wie dein Leben zu dir zurückkam“, wiederholte der Rotkopf. Er hob die Hände zum Himmel. „Baal hatte das Gebet eures Gastes erhört!“ „Baal?“ Elibaal schüttelte leise den Kopf. „Ich weiß nicht –“ Er straffte sich: „Nein, ich bin ganz sicher, es war nicht Baal. Es war ein anderer, den er anrief.“ Er ballte die Fäuste. „Aber wen? Wen?“

Er trommelte mit den Fäusten auf seine Knie. „Dieser Unbekannte, den er anruft! Dieser Herr, der ihn erhört! Dieser Gott, der ihm solche Macht gibt!“ Es schüttelte ihn. „Ich will und ich werde dieses Geheimnis herausfinden. Ich – muß es!“

Der letzte Schein des Abends war erloschen, fest hatte die Nacht ihren schwarzen Mantel über das dürstende Land geworfen. „Baal ist in das Land der Toten gegangen, das dort im Westen hinter dem Meere liegt.“ Der Rotschopf hatte es gesagt, und es klang, als glaube er fest, was er da aussprach. Doch schon suchte ihn der Hagere zu übertreffen: „Du hast recht, Baal ging schlafen, doch Aschera tritt nun die Herrschaft an.“ Er wies über die Schulter zurück, wo der fast volle Mond sein Silberlicht über die Ebene goß. „Vorige Woche noch fuhr sie auf dem schmalen Nachen des jungen

Mondes über das Himmelsgewölbe. Morgen, nein, übermorgen wird sie den vollen Glanz erreichen.“ „Um gleich wieder abzunehmen!“ höhnte der Rote. Er kicherte: „Aschera, Göttin der Weiber! Alle vier Wochen schließt sich ihr Kreis, und –“, ein spöttisches Auflachen, „ach, was rede ich? Baal ist der Himmelsherr, Baal und niemand außer ihm.“

Elibaal hatte dem Mond den Rücken gekehrt, blickte nach West, wo sich der Kamm des Karmel schwarz gegen den Sternenhimmel abzeichnete. Und nun, da der letzte Widerschein der untergegangenen Sonne verschwunden und seine Augen sich an die Schwärze gewöhnt hatten, erkannte er die schimmernde Lichtpyramide, die steil dort emporwuchs. Sie war ihm wohlvertraut. Wie oft hatte er unter Zarpaths klarem Himmel zu ihr hinübergeschaut. Die Mutter hatte diesen letzten Gruß der Sonne das Tierkreislicht genannt. Weil es stets dort emporragte, wo die Sonne ihre Bahn zog, durch die zwölf Tierbilder, nach denen sich das Jahr einteilte.

Schwächer als sonst erschien heute das Tierkreislicht, da der fast volle Mond es überstrahlte. Stritten Baal und Aschera um die Herrschaft der Himmel? Genügte es ihnen nicht, daß der eine den Tag, die andere die Nacht regierte? Elibaal achtete nicht auf das Geraune der beiden anderen, er war mit seinen Gedanken bei dem, was ihm zu schaffen machte. Geheimnis über Geheimnis: Da oben die Sonne, die Jahr um Jahr unbeirrbar ihre Bahn durch die Sternbilder nahm. Der Mond, der aus dem Nichts hervorkam, zur Sichel wurde, die als Nachen der Aschera am Himmel dahinglitt, zum vollen Mond erblühte, dann wieder abnahm, schwand und verging...

Wunder dort oben, wo die Götter wohnen. Und Wunder hier auf Erden, wo die Menschen leben: Nein, nicht das Wunder des Frühlings, wenn droben auf dem Scheitel des Libanon die Schneehaube schwindet, die Bäche schwellen und die Wasser zu Tale toben. Nicht dies Wunder, wenn über Nacht die Gräser aus dem roten Boden sprießen, die Saat die Ackerkrume bricht, die Knospen schwellen, aufspringen und Blätter sich entfalten.

Nicht diese Wunder sah jetzt Elibaal, ein anderes wiederholte sich vor seinen Augen, dort vorn vor der Wand des Sternenvorhangs sah er es: der Teig, den Mutters Hände mit dem Sauerteig durchkneteten. Wie er da aufgeht, wächst und lebt. Eine Handvoll Mehl, ein Dutzend Tropfen Öl aus dem Krug. Und sie mehren sich, quellen über, füllen die Küche, drängen zur Tür hinaus, gleiten unhörbar das Tal hinab, bedecken die Länder, füllen das Meer, tropfen am Ende vom Rand der Erdscheibe hinunter in das Grenzenlose –

Ich habe es gesehen, ach, auf meiner Zunge geschmeckt, zermahlen mit meinen Zähnen, gekaut, geschluckt. Und bin genesen! Leben gab es mir, Leben, meine Seele zu erhalten. Und all das kam von diesem Fremden, der Mutter um gastliche Aufnahme gebeten und nach Brot und Wasser verlangt hatte. In einer brot- und wasserlosen Zeit! Dieser Fremde, der einen namenlosen Gott anrief: Adonai Elohai, mein Herr und mein Gott! Wahrhaftig, dieser unbekannte Gott tat Wunder!

Elibaal war so in Gedanken versunken, daß er es gar nicht wahrgenommen hatte, wie die anderen sich mit kurzem Gruß verabschiedeten. Er versuchte noch immer, sich zu vergegenwärtigen, was der Fremde – und er war ihm auch jetzt noch ein Fremder – der Mutter erzählt hatte. Von einem Bach jenseits des Jordan hatte er gesprochen. Wie lautete der Name? Kris? Nein, Krith! Dort, am Bache Krith hatte der Mann sich verborgen, solange jener Bach noch Wasser führte. Und ernährt hatte er sich von dem, was ihm die Geier herantrugen.

Elibaal schüttelte sich. Geier schleppen Aas heran als Atzung ihrer Jungen. Totes, Unreines! Daß davon überhaupt ein Mensch essen mochte? Doch dieser Elia hatte es wohl getan. Denn er lebte, lebte und pries seinen Gott.

Ein rätselhafter Mann, dem sogar die Geier und Raben dienten. Elibaal fühlte es ganz deutlich: Dies war kein Gaukler wie jene, die in Sidon auf dem Markt ihre Kunststücke vorführen. Keiner wie jene ägyptischen Zauberer, die Stöcke in Schlangen verwandelten. Auch nicht so wie diese Magier, die mit den Karawanen aus dem fernen Morgen-

land ans Meer der Mitte kamen. Elibaal wußte es sich nicht zu erklären, doch er spürte es mit allen Fasern seines empfindlichen Herzens: Elia war anders als sie alle, kein Magier oder Beschwörer. Er war ein – wie hatte die Mutter ihn genannt? – ein Mann Gottes. Einer, in dessen Mund das Wort des Herrn das Leben wirkt.

Welch große Worte die Mutter da gefunden hatte. Sie redete sonst nicht so hoch daher, so feierlich, so erhaben. Von Essen und Trinken spricht sie, vom Hungern und Wohernehmen, vom Saubermachen, Waschen und Nähen. Doch an jenem Tag: „Du Mann Gottes!“

War nicht auch das wieder so ein Wunder gewesen? Daß Mutter redete wie ein Weiser, wie ein Priester oder Seher: „Du Mann Gottes“, und: „Des Herrn Wort ist Wahrheit in deinem Munde.“ Elibaal raffte sich hoch, warf einen letzten Blick über die Ebene Jesreel, die im Silberglanz des Mondes schimmerte. Dort im Norden, hinter den Hügeln, die sich dann zu Bergen türmten, dort lag Zarpath. Und er, der halbwüchsige Elibaal, hatte Mutter und Heimat verlassen, war dem Mann gefolgt, der ihm sein Leben wiedergegeben hatte. War es falsch gewesen? Er biß die Zähne aufeinander. Nein, er hatte dem Manne folgen müssen. Und er würde ihm auch weiter folgen, und sei es bis ans Ende der Welt: um zu erfahren, wer der unbekannte Gott war, der Elia solche Vollmacht gab.²

5 Elia konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, als er auf Elibaal hinabsah. Mit welchem Eifer der Junge sich bemühte, mit ihm Schritt zu halten! Wie ihm dabei immer wieder die beiden leeren Wassersäcke von den schmalen Schultern rutschten. Mehrfach hatte der Alte angesetzt, dem Jungen zu zeigen, auf welche Weise er die Riemen der Säcke miteinander verbinden solle, um das Herabgleiten zu verhindern. Aber dann hatte er doch geschwiegen, da er es für richtiger hielt, wenn der Junge selbst herausfand, wie er es sich

bequemer machen konnte. Er war ja alt genug, selbständig zu denken und nicht immer auf den Rat anderer zu warten.

Sie erreichten die Straßenkreuzung, geradeaus ging es weiter zum Nordtor. Man sah und man hörte, daß es dort lebhaft zuging. Frauen, unförmige Lasten auf dem Kopf, bahnten sich ihren Weg durch das Gewühl, Krieger schritten gemessen dahin, mit gleichgültigen Gesichtern, als ginge sie all das nichts an: weder das Geschrei der Händler, die das Wenige, was sie noch anzubieten hatten, anpriesen, noch die Karawanentreiber, die ihre abgemagerten Kamele zum Aufbruch fertig machten. Es zuckte Elibaal in den Füßen, hinaufzulaufen, die ausgemergelten Männer zu fragen, ob sie nach Sidon zögen, nach Zarpath vielleicht? Ob sie dann...

Das Räuspern des Alten schreckte ihn auf. Ja doch, ich komme ja schon! Er schob die Schläuche, die wieder einmal von seinen abfallenden Jungenschultern gerutscht waren, zurecht und eilte dem Meister nach. Dieser war eben in die Straße eingebogen, die von der Kreuzung aus nach Westen führte. Frauen mit Wasserkrügen auf den Köpfen kamen ihnen entgegen. Offenbar waren sie schon zu früher Stunde zum Brunnen geeilt und strebten jetzt mit prallen Ziegen-schläuchen und randvoll gefüllten Krügen heimwärts. Um nicht umgelaufen zu werden, hielt sich Elibaal dicht hinter seinem Herrn.

Als sie an der Mauer entlangeilten, hinter der die Kaserne lag, sagte Elibaal wichtigtuerisch: „Gestern habe ich gesehen, wie ein vornehmer Herr hier eintraf. Er kam mit seinem kostbaren Reisewagen von Südtor herauf und bog dann in die Unterkunft der königlichen Streitwagen ein.“

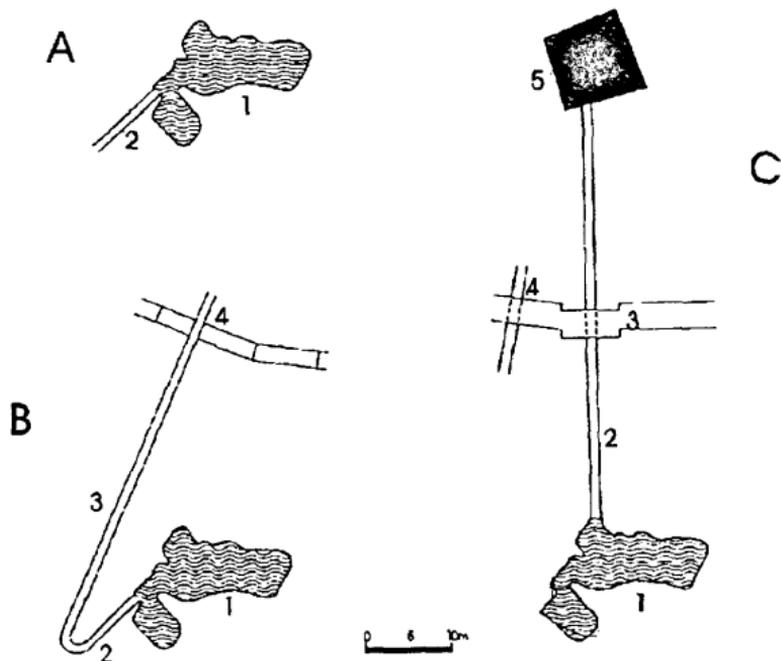
„Wenn ich dich richtig einschätze, wirst du mir noch mehr erzählen können.“ Elibaal, der den leichten Spott nicht spürte, plauderte eifrig weiter: „Ja, Meister, der Posten wollte mich zwar wegscheuchen, doch ich kam gleich zurück und sah, wie die Pferde ausgespannt und weggeführt wurden; die beiden Männer aber, die in dem Wagen gestanden hatten, gingen zum Palast des Kommandanten.“ Er griff sich an die Nase. „Das heißt, hinein ging nur der Vor-

nehme, sein Wagenlenker verschwand in der Unterkunft der Palastwache.“

Er mühte sich, mit dem Alten Schritt zu halten, keuchte: „Der Vornehme muß eine hohe Stellung bekleiden, Meister. Du hättest sehen sollen, wie ehrfurchtsvoll ihn die Palastdiener empfangen und hineingeleiteten!“ Er setzte altklug hinzu: „Ob er wohl ein Sondergesandter des Königs ist?“ „Soll uns gleich sein!“ entschied der Alte. Er wies nach vorn: „Und nun nimm deine Sinne zusammen! Du siehst ja, wie tief die Stufen der zur Quelle hinabführenden Treppe ausgetreten sind.“

Ein weiter, viereckiger Schacht, in dessen Seiten die Treppe eingehauen war. Frauen stiegen mit gefüllten Krügen herauf, ohne daß die Last auf dem Kopf schwankte. Vorsichtig folgte Elibaal seinem Herrn, der sich bereits an den Abstieg gemacht hatte, die Hand vorsichtig am Geländer, das Halt bot. Elibaal war als Kind eines Berglandes schwindelfrei und scheute sich daher nicht, in die Tiefe zu blicken. Ihm schien, als hielten sich alle, die hier Wasser holten, an eine althergebrachte Regel: Wer hinabstieg, nahm die Seite am Geländer, und wer mit gefülltem Krug oder Schlauch heraufkam, hielt sich an die Felswand, so daß der rege Verkehr trotz aller Beengtheit reibungslos ablief.

Es wurde bei zunehmender Tiefe immer dunkler. Schon schien der Himmel über ihnen zu einem kleinen Viereck zusammengeschmolzen, da öffnete sich vor ihnen ein finsterer Gang, ein Tunnel, der sich endlos in den Berg zu ziehen schien. Als sich Elibaals Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, erkannte er, daß Öllämpchen, die in regelmäßigen Abständen in kleinen Nischen aufgestellt waren, gegen die Finsternis anzukämpfen suchten. Doch ihr kümmerlicher Schein reichte kaum aus, die Richtung zu erkennen, die man einhalten mußte, um nicht gegen die Seitenwände zu stoßen, die sich, wie es Elibaal schien, nach oben hin einander zuneigten.



Das Wassersystem von Megiddo

A. Vor Salomo

1. Quellgrotte
2. Gang, der ins Freie mündet

B. Anlage aus der Ära Salomos

1. Quellgrotte
2. Teilstück des früheren Ganges...
3. jetzt gedeckt in die Stadt geführt...
4. unter der Kasemattenmauer Salomos hindurch

C. Anlage unter Ahab

1. Quellgrotte
2. Neuer Gang, in der Tiefe zum Schacht führend
3. Mauer Ahabs
4. Reste des salomonischen Ganges unter der Ahabmauer
5. Schacht innerhalb der Stadtmauer

Der Weg durch das Dunkel kam dem Jungen endlos vor. Er merkte nicht, daß er mit seiner freien Linken die Hand seines Meisters ergriffen hatte. Angst? Nein, es war eher eine Art Beklommenheit, ein Ahnen unbekannter Gefahren, die hier im Schoß des Berges lauern mochten. Unwillkürlich begann er zu beten: „Baal, du Herr der Himmel, beschütze

mich vor den Geistern der Tiefe! Laß mich das Licht des Tages wiedersehen!“

Des Meisters Hand griff fester zu, so hart, daß es schmerzte. Habe ich laut gebetet? überlegte Elibaal. Packt mein Herr mich deshalb so hart an, weil er Baal verachtet?

Irgend jemand streifte seine Schulter, so daß er taumelte. Kaltes Wasser sprühte über sein Gesicht, eine Frau schalt aus dem Dunkel: „Ungeschickter Tölpel! Paß doch auf, wo du gehst!“ Und dann des Alten feste Stimme: „Sei nicht bange, mein Sohn, wir sind gleich am Ziel.“

Plötzlich roch die Luft anders, die Geräusche wurden nicht mehr von nahen Wänden zurückgeworfen, Wasser plätscherte zur Rechten, Schatten huschten hin und her. Zwei Reihen Lämpchen jetzt? Doch nein, die untere Reihe war nur die Spiegelung der oberen. Eine Wasserfläche war dort also, ein Teich, kühl und frisch.

Elibaal fühlte, wie sein Meister ihn nach vorn zog, hörte fremden Atem dicht an seinem Ohr. „Platz da!“ keifte eine Frau, ein Krug wurde ihm in die Seite gestoßen, ein Schatten bückte sich, gurgelnd ergoß sich Wasser in einen Krug. Doch hier, auf der anderen Seite stand einer, der ihn beschützte. „Nun fülle die Schläuche!“ Der Meister! Wie gut, daß er hier neben mir ist! Und Elibaal kniete sich hin, tastete nach vorn, fühlte kühles Wasser seine Finger netzen, griff zur Schulter, zog die Schläuche nach vorn und begann sie zu füllen.

„Fertig?“ Wieder die ruhige Stimme des Alten. „Komm, halte dich hinter mir!“ Eine knochige Hand packt zu, rückt die prallen Wasserschläuche zurecht. Gut so, richtig gegürtet schien die Last nur noch halb so schwer zu sein. Willenlos ließ Elibaal sich mitziehen. Es war ja eine gute Hand, der er vertraute.

6 Machla wischte sich den Staub aus dem Gesicht und warf einen Blick zurück auf die Ebene, die sie nun hinter sich hatten. Was für ein Jammer, kein einziger Bach zwischen Megiddo und Jesreel führt noch Wasser. Machla kannte sich hier aus, in diesem blühenden Garten Eden, der sich vom Fuß des Karmel bis hin zum Jordan zog. Doch jetzt? Jesreel, einst Herz dieses Paradieses, glich nun einer Totenstadt.

Üble Kunde, die sie dem König zu bringen hatten: kein Weidegrund mehr im Emek Jesreel¹, verzweifelte Menschen in den Dörfern, verwesendes Vieh rund um die ausgetrockneten Brunnen.

Die Gäule schienen zu spüren, daß es heimwärts ging, nach Schomron, wo der tiefe Burgteich noch Wasser bot. Dort vorn schon die Straße, die von Megiddo hinauf nach Schomron führt und sich hier mit der vereinigt, auf der wir von Jesreel her kommen. Zur Rechten die Hütten eines Dorfes, verlassen liegen sie in der Sonnenglut.

Doch drüben auf der anderen Straße, in der wabernden Luft kaum zu erkennen: zwei Wanderer. Groß der eine, ein Kind noch der andere. Sie kommen von Megiddo her, wollen offenbar nach Schomron. Machla wagte einen Seitenblick zu seinem Herrn. Ob der wohl so gnädig war, die einsamen Wanderer einzuladen, bei ihnen aufzusitzen? Doch nein, das war kaum denkbar. Ein hoher königlicher Beamter, der –

An der Straßengabelung traf der Wagen auf die beiden Wanderer. Machla deutete mit der Peitsche so etwas wie einen Gruß an, ließ jedoch die Zügel locker, so daß die Pferde im leichten Trab blieben. Da fühlte er die Hand Obadjas auf seinem Arm: „Das... das ist doch Elia!“ Ein kräftiger Druck der Hand jetzt. „Halt an! Ich muß ihn sprechen.“

Mit festem Griff brachte Machla das Gespann zum Stehen, sah, wie sein Herr vom Wagen sprang und zu jenem Mann eilte, der dort am Wegrand stand und ihn erwartete. „Elia, du Mann Gottes!“ Machla starrte fassungslos hin, als

Obadja vor dem Fremden in die Knie sank. Doch dann begriff er: Elia, der Seher des Herrn! Wenn der es war, dann verstand Machla seinen Meister. Ehrfurcht gebührte einem, der des Herren Mund war. Machla blickte nicht mehr hin, tat, als sei er nur darauf bedacht, seine heimwärts drängenden Pferde zu beruhigen. Doch er strengte seine Ohren an, sich nichts entgehen zu lassen von dem, was da gesprochen wurde.

Der Seher hatte den königlichen Haushofmeister empor an seine Brust gezogen, begrüßte ihn nach Bruderart: „Der Friede unseres Herrn sei mit dir!“ „Und mit dir, mein Herr!“ Obadja konnte sich kaum fassen: „Bevor ich nach Jesreel fuhr, war ich in Megiddo und hörte dort von dir; ich konnte dich aber nicht finden.“ Er blickte dem Thisbiter in die Augen. „Wie freue ich mich, daß wir uns nun doch noch treffen!“

Er sah den Knaben, der die Wasserschläuche abgesetzt hatte und bescheiden beiseite stand. „Du hast einen kleinen Diener? Doch nun sag an, was dich hier auf diese Straße führt!“ Obadja sprach jetzt leise, so daß Machla ihn nicht mehr verstehen konnte: „Du weißt, daß der König dich überall suchen ließ?“ „Ich weiß, mein Freund; darum bin ich so erfreut, dich jetzt zu treffen. Ich habe einen Auftrag für dich. Sage deinem Herrn: Elia ist da und will dich sprechen.“

„Nein, Herr, nur das nicht! Was habe ich denn Unrechtes getan, daß du mich ins Unglück stürzen willst?“ Obadja riß seine Hand aus der des Sehers. „Der König ist voller Zorn, weil seine Späher dich überall vergeblich suchten. Heilige Eide nahm er von den Stadtvätern und Dorfältesten, daß sie dich nicht gesehen hätten. Und da schickst du mich zu ihm?“

Furcht spiegelte sich auf Obadjas Gesicht. „Da soll ich ihm sagen: Elia ist da? Und dann, dann bist du wieder fort, hast dich verborgen in den Bergen! Mich aber, den Boten einer falschen Kunde, wird Ahabs Zorn voll treffen.“ Verzweifelt sank er nieder, umklammerte Elias Knie. „Warum tust du mir das an, du Seher des Herrn? Habe ich nicht im-

mer Jahwe die Treue gehalten? Habe ich nicht seinen Dienern zur Flucht verholfen, als Isebel ihnen nach dem Leben trachtete? Habe ich sie nicht in den Höhlen des Gebirges versteckt und bis heute treu versorgt?“ Er bemerkte es nicht, daß sich die goldene Spange aus seinem Haar löste. „Nein, Herr, tu mir das nicht an! Der König Ahab wird mich –“

Mit einem Ruck zog Elia den Höfling hoch. „Laß das Klagen! Wenn ich sage, ich will den König Ahab sprechen, dann werde ich das auch tun.“ Er hob seine Rechte. „So wahr der Herr Zebaoth² lebt, vor dem ich stehe: Ich will mich dem König noch heute zeigen.“

Waren es die beschwörenden Worte, war es der Ernst, der aus ihnen sprach? Obadja hob das Gesicht und sah dem Propheten in die Augen. „Gewiß, ja, ich werde –“ Er riß sich zusammen, und seine Stimme wurde fest. „Auf dein Wort, mein Herr, will ich es wagen.“ Und plötzlich war er wieder der selbstsichere Hofbeamte, entbot mit weltmännischer Gelassenheit dem Seher seinen Gruß, wandte sich und ging gemessenen Schrittes zu seinem Wagen, wo Machla auf ihn wartete. Ein Schwung hinauf, ein Wink an den Lenker, und lebhaft zogen die Gäule an.

Elia sah dem Wagen nach, bis ihn die Staubwolke verdeckte, trat nun zu Elibaal, der noch immer scheu beiseite stand. Er sah, wie der Junge zitterte, und legte ihm beruhigend die Hand auf die Schulter. „Brauchst dich nicht zu fürchten!“ „Der König wird dich töten, mein Herr!“ „Er kann mir nichts tun, weil Jahwe seine Hand über mich hält.“

Jahwe! Elibaals Spannung ließ sogleich nach. Jahwe: Da war er wieder, dieser Geheimnisvolle, den kein Bild hergab, dem weder Bäume noch Bergeshöhen geweiht waren. Elibaal sah zum Meister auf. Wenn der doch nur reden, das Geheimnis lüften wollte, hinter dem sich dieser Gott verbarg!

„Wir müssen weiter!“ Elibaal schrak hoch. Dort vorn die Staubwolke, die dem Wagen folgte. Wie schnell sie davonzog!

Der Staub knirschte auf den Zähnen, biß in den Augen, daß sie tränkten. Doch wacker wanderten die beiden dahin,

fühlten kaum, wie die Zeit verstrich. Jetzt bog die Straße in das Emek Dothan ein und stieg dann langsam, aber stetig an. Und dort vorn gabelte sie sich. Elibaal sah zum Meister auf, der sich gewiß hier auskannte. „Gehen wir geradeaus weiter?“ Der mußte sich besinnen, war mit seinen Gedanken wohl auf einem anderen Weg gewandert. „Geradeaus geht es nach Schomron.“ „Dort wohnt der König!“ Elibaal wollte schon weiter, da hielt ihn der Alte fest. „Wir wenden uns nach links, nach Tirza!“

Er sah, daß der Junge ihn nicht begriff, und erklärte: „Über der Straße, die nach Schomron führt, ist die Luft klar, doch über der nach Tirza hängt es noch wie ein Schleier. Es ist der Staub, den der Wagen des Haushofmeisters Obadja aufwirbelte.“ Er kniff ein Auge zu. „Verstehst du nicht? Obadja nahm den Weg nach Tirza, um mich dem König anzukünden. Er geht also davon aus, daß Ahab noch nicht nach Schomron zurückgekehrt sein kann.“ „Aber...“ „Kein Aber, mein Sohn! Obadja fährt zum König. Wenn wir ihm folgen, werden wir den König treffen.“

Anfangs versuchte Elibaal, Wagenspuren oder frische Hufeindrücke zu entdecken. Doch die Straße war infolge der langen Dürrezeit so zermahlen, daß selbst die Spur der schmalen Eisenreifen des höfischen Reisewagens im Staub nicht zu erkennen war. Doch dann kam der Augenblick, da der Junge den Alten anstieß und stumm nach vorn wies. Wie Perlen auf einer Kette aufgereiht, lagen frische, feuchtdunkle Pferdeäpfel vor ihnen auf dem Weg.

Erleichtert klatschte Elibaal in die Hände. „Meister, du hast recht, erst –“ Er stockte, da über der nächsten Anhöhe eine Staubwolke aufwallte, die sich rasch zu nähern schien. Jetzt tauchten nickende Pferdeköpfe über dem Hügelkamm auf, die Strahlen der Sonne brachen sich aufblitzend im Prunkgeschirr der Tiere, die in wildem Galopp daherpreschten und den Wagen, der mit Goldblech beschlagen war, hinter sich her rissen.

Ein Ruf des Lenkers, ein Riß mit den Zügeln, und das Gespann kam zum Stehen. Endlich sah Elibaal auch den Mann neben dem Lenker, den Mann im weißseidenen Umhang,

mit dem Purpurstreif, den Mann mit dem Goldreif im Haar. Das mußte er sein: Ahab, der König von Israel.

Der Prophet war an den Rand der Straße ausgewichen und hatte den Jungen mitgezogen. Nun sah er offen den Mann auf dem Prunkwagen ins Gesicht. So standen sie beide, der auf dem Wagen und der im Staub der Straße, standen, sahen sich an und sahen sich an. Endlich nickte der auf dem Wagen, ganz langsam, kaum wahrnehmbar. Jetzt hob er, tief atmend, die Schultern. „Da bist du also! Obadja hat mir doch die Wahrheit gesagt: Elia ist da!“ Ahabs Hände umkrallten die Brüstung des Wagens. „Ja, da bist du nun, du Mann, der Israel ins Unglück stürzt.“

Und wieder standen sie stumm, Auge gegen Auge. Eli-baal konnte seine Hände nicht mehr stillhalten, versteckte sie unter dem Umhang, um nicht zu zeigen, wie sie zitterten. Dieser stumme Kampf da: diese Blicke, die sich wie Klängen kreuzten! Und immer noch dieses unerträgliche Schweigen!

„Ich? Ich stürze Israel ins Verderben?“ War das die Stimme des Meisters? Anders klang sie jetzt, ganz anders, so fremd, so unwirklich. „Du! Du, König Ahab, du und dein Haus, ihr stürzt Israel ins Verderben!“ Grollend schwoll die Stimme an. „Weil ihr des Herrn Gebot verlassen habt und wandelt den Baalen nach.“

Wandelt den Baalen nach? Mit offenem Mund starrte Eli-baal den Meister an. Wandelt den Baalen nach? Das, das tue doch auch ich! Schon mein Name sagt es, zu wem ich gehöre. Von klein auf habe ich gelernt, daß Baal der Herr aller Himmel ist. Und nun der Meister: Verderbt, wenn ihr dem Baal folgt!

Auch dem König hatte es die Sprache verschlagen. Zorn, Wut, Haß flogen über sein Gesicht, nun wieder Unsicherheit, Bestürzung, wenn nicht Angst! Seine Lippen zitterten, als wolle er es herausschreien, das Todesurteil dem Seher entgegenschleudern. Doch tonlos zuckte der Mund, die verkrampften Hände wurden schlaff, ließen die Wagenrüste los, sanken kraftlos herab.

Elias Rechte wuchs empor. „Wohlan, König Ahab, sende deine Boten durchs Land: Sammeln möge sich das Volk auf

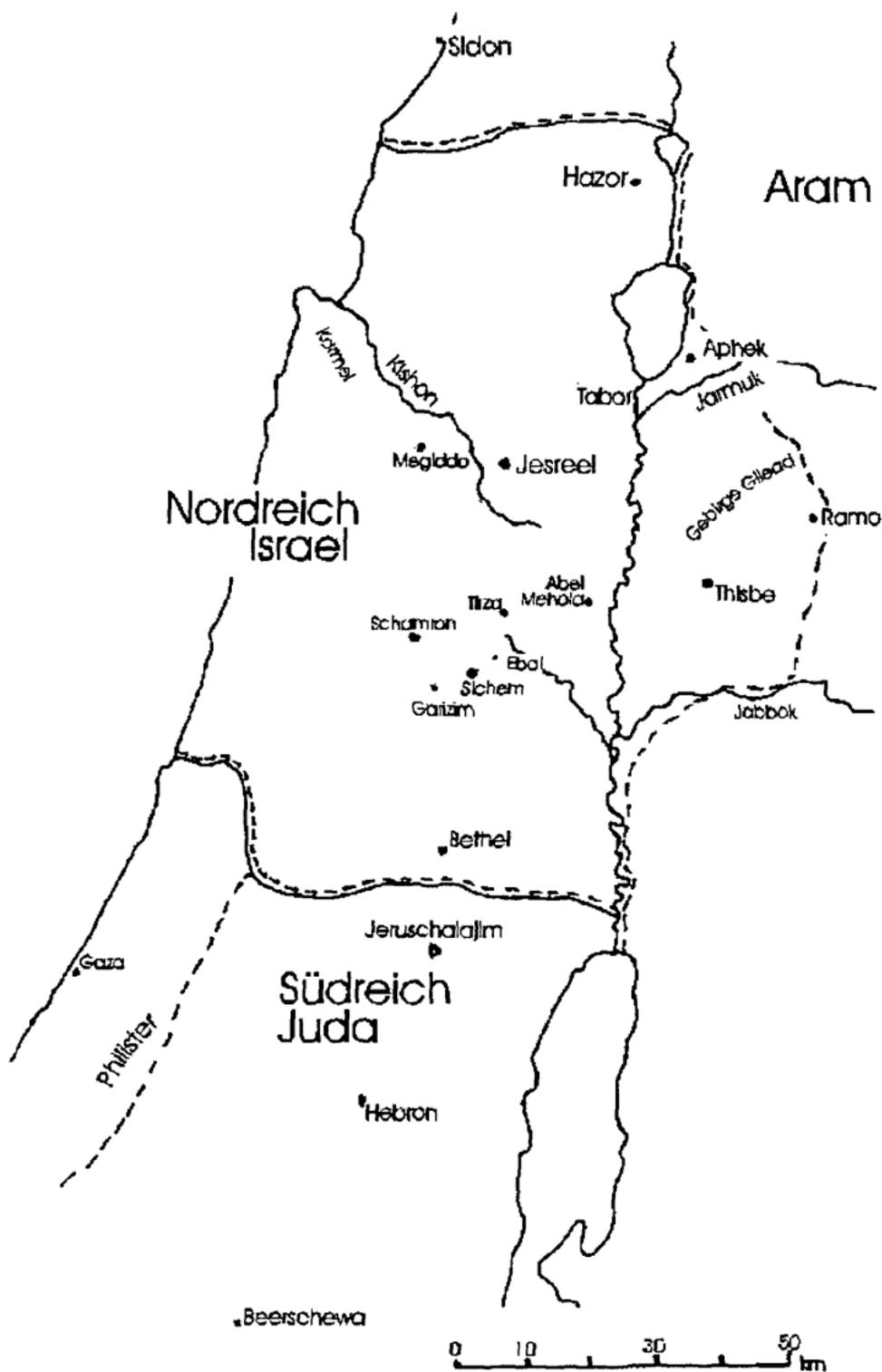
der nördlichen Höhe des Karmel. Kommen sollen auch die Priester des Baal und die Propheten der Aschera.“ Hohn schwang in der Stimme. „Alle, die von Isebels Tischen essen!“

Leben kam in Ahab. „Was soll das? Alle Diener Baals und der Aschera zum Karmel?“ „Dort wird sich zeigen, wer über Himmel und Erde Herr ist! Und auch du, König Ahab, wirst es erfahren.“ Langsam wandte sich Elia um, kehrte Ahab den Rücken, nahm Elibaals Hand und ging mit ihm davon, denselben Weg zurück, den sie gekommen waren.

Elibaal konnte es nicht fassen: Daß der König so mit sich reden ließ! Daß er nicht den Speiß aus der Halterung riß oder zur Peitsche griff, um den Alten mit dem Wagen zu überrollen. Vorsichtig blickte der Junge über die Schulter zurück. Der Wagen hielt noch immer am selben Platz, der Lenker stand wie eine Statue, die Gestalt des Königs hob sich dunkel gegen die Staubwolke ab, die der Wind sacht verwehte.

„Schau nicht zurück!“ Elibaal fuhr zusammen, erschrocken vor der Schärfe in Elias Stimme. Der sprach jetzt ruhiger weiter: „Du brauchst dich nicht zu fürchten. Ahab ist zu unsicher, als daß er zur Waffe greifen würde, mich zu töten.“ Jetzt war es, als spräche der Alte nur zu sich selber: „Ahab ist ein tapferer Krieger, und Feigheit ist ihm fremd. Doch vor den Augen der Isebel ist er wie der Sperling, der vor dem Blick der Otter erstarrt. Sein Herz möchte sich für Jahwe entscheiden, doch Isebels Stricke lassen ihn nicht los.“

Atemlos hatte Elibaal zugehört. Und zum ersten Mal begann der Junge zu begreifen: Hier ging es nicht um Elia oder Ahab, hier ging es um Baal oder Jahwe.³



Israel und seine Nachbarn

7 „Zwei Jahre wolkenloser Himmel!“ Der Alte hatte es nur geflüstert, doch Elibaal hob lauschend den Kopf und warf einen fragenden Blick auf den Meister. Aber der blickte schweigend in die Sonne, deren Scheibe soeben mit ihrem unteren Rand das wie Blei liegende Meer berührte.

„Und morgen wieder so ein Tag wie heute“, seufzte der Junge. Es konnte ja nicht anders sein. Wenn die Sonne so klar und golden im Meer versank, dann kündigte sie einen wolkenlosen Morgen an. Das hatte Elibaal schon als Kind gehört, vom Vater, der damals noch lebte. Damals, vor der großen Dürrezeit.

Wie viele Tage nun schon ohne Regen? Waren es fünfhundert, oder mehr? Elibaal versuchte, die Jahre und Monate zusammenzuzählen, gab es aber auf, da seine Gedanken sich verwirrten. Ob ein paar hundert Tage mehr oder weniger, die Not blieb die gleiche, das Elend, das vom Norden des Sidonierlandes bis hinab zum Gestade der Philister herrschte. Und niemand da, der hätte sagen können, wann diese Not ein Ende nähme. Auch der Meister wußte es nicht. Das Kommen der Dürre hatte er vorausgesagt, im Namen seines Gottes. Doch wann sie enden werde, das hatte ihm sein Gott nicht kundgetan.

Morgen also wieder ein Tag ohne Wolken, wieder ein Tag der Glut, des Durstes und der Hoffnungslosigkeit. Nein, Elibaal verstand den Meister wirklich nicht. Was stritt der sich mit dem König herum, ob Baal oder der namenlose Gott das Sagen habe? Wenn nur der Regen käme! Regen, egal, von wem heraufgeführt, von Baal oder jenem Jahwe.

„Jahwe!“ Zaghaft kam das Wort über die Lippen des Jungen. „Sag, Meister, ist das nun der Name deines Gottes?“ Er sah, daß Elia ärgerlich die Brauen zusammenzog, und setzte hastig hinzu: „Du nanntest ihn doch so, obwohl du mir zuvor erklärtest, er habe keinen Namen wie etwa Baal oder Aschera?“ Der Alte starrte unter gesenkten Lidern in die Sonne, deren untere Hälfte schon ins Meer getaucht war. „Jahwe!“ raunte er. „Wir Menschen wollen immer Namen

wissen.“ „Ich verstehe nicht, Herr.“ Der Alte drehte sich dem Jungen zu. „Wir wollen Namen wissen, weil wir meinen, daß wir damit Macht gewinnen über den, den wir benennen. Sieh, als Gott die Welt geschaffen hatte, da schenkte er dem Menschen das Recht, den Tieren Namen zu geben. Und der Mensch benannte sie: Pferde und Kühe, Schafe, Kamele und Hunde.¹ Er machte sie sich damit untertan, wie der Herr ihm gesagt hatte: ‚Machtet sie euch untertan und herrschet über sie.‘“²

Hatte der Junge überhaupt zugehört? Es schien, als beobachte er nur die Sonne, die bis auf einen letzten rotglühenden Fleck ins Meer getaucht war. Würde sich auch heute ereignen, was er so oft daheim in Zarpath erlebt hatte, wenn er von hoher Klippe der Sonne nachsah? Wie sie da lautlos im Meer ertrank. Da, jetzt: ein letztes rotes Aufglühen und dann – der lichtgrüne Strahl! Ganz schmal, ganz kurz nur aufzuckend von dem Punkt, der rot verrann.

„Hast du ihn gesehen, Herr?“ „Wen?“ „Den grünen Strahl!“ Der Alte schüttelte den Kopf: „Einen grünen Strahl? Nein, woher auch sollte der kommen?“ Elibaal fühlte sich unsicher; auch die anderen, die er fragte, hatten ihn nie gesehen, nur er selbst, er als einziger. Verlegen nagte er an der Lippe. Was war nur mit ihm? Erlag er einer Selbsttäuschung, wenn er meinte, den grünen Strahl gesehen zu haben? Sah er ihn vielleicht nur, weil er ihn hatte sehen wollen? Ob es so etwas gab: daß einer sah, was alle anderen nicht wahrnahmen?

Wenn das so war, dann galt das vielleicht auch für – Gott? Vorsichtig wandte sich der Junge dem Alten zu und suchte in dessen Gesicht zu forschen: Sah etwa der Meister, was kein anderer sah? Sah er den unsichtbaren Gott, der allen anderen verborgen blieb? Hörte er Worte, wo für andere nur Schweigen war?

Vorsichtig begann Elibaal: „Du erzähltest mir vorhin, daß Gott den Menschen die Macht gab, den Tieren Namen zu geben. Du sagtest, daß mit dem Geben des Namens die Macht über den Benannten verbunden ist.“ Er zögerte, weil er die Schwere seiner Frage erahnte. „Wer aber gibt Gott

den Namen?“ Er wurde, da seine Unsicherheit wuchs, laut: „Wer gab Baal den Namen, wer gab ihn der Aschera?“

Im Gesicht des Alten zuckte es. „Menschen taten das!“ Er spie aus. „Menschen machen sich ihre Götter aus Stein oder Ton, aus Holz oder auch Erz. Sie geben ihnen Gestalt: Ochs oder Adler.“ Er lachte. „Oder machen sich aus beiden etwas Neues: einen geflügelten Stier! Und dem geben sie dann einen Namen: Baal, Melkart oder Milkom, Aschera oder Ischtar.“

Der Junge nickte. Ja, diese Namen waren ihm vertraut, auch ihre Bilder waren ihm bekannt. Und er hatte sich schon oft gefragt, ob sie wirklich so aussähen. Doch daß sie alle nur Geschöpfe aus Menschenhand und Menschenwunsch waren, das erfuhr er erst jetzt.

Leise kam des Alten Stimme aus der Dämmerung: „So ist das, der Mensch macht sich seinen Gott und gibt ihm einen Namen. Und nun wähnt er sich diesem Gotte gleich, vielleicht gar überlegen. Nun ruft er ihn beim Namen und fordert: Hier gebe ich dir, Baal, einen Stier als Opfer. Und nun tu jetzt deine Pflicht, erfülle meine Wünsche!“

Elibaal fühlte ein Frösteln. So war es, so war es, wie der Meister sagte. Genau so hatte er es erlebt, wenn der Vater ihn mit in den Tempel nahm. Gehandelt wurde dort, gehandelt um ein Schaf oder einen Stier, ganz nach der Größe des Wunsches, den man vortrug. Es ging wie im Basar zu: Hier ist mein Angebot, was gibst du mir dafür? Das Gefeilsche im Basar, wie sie sich da zu übervorteilen suchen! Konnte man, durfte man so mit Gott umgehen? War er so einer, der mit sich handeln, der sich betrügen ließ?

Nein! Der Junge schüttelte so heftig den Kopf, daß Elia zu ihm herübersah. „Frierst du?“ „Nein, Herr, mir ist so warm, als würde noch die Sonne auf der Haut brennen.“ „Aber?“ „Ich beginne zu begreifen, was du meinst, Meister.“ „Nämlich?“ Elibaal zögerte, sprach es dann aber entschlossen aus: „Wenn ein Gott ist, dann ist er ein ganz anderer als ich.“ „Woraus folgt?“ „Daß Baal und all die anderen nicht Gott sind, weil von Menschen gemacht.“ „Gut, weiter!“ drängte der Alte. „Verzeih, Herr, aber: Wie steht es mit

deinem Gott?“ Er suchte nach Worten. „Du nennst ihn Jahwe, sagst aber zugleich, das sei kein Name.“ Verzweifelt klang seine Frage: „Was soll ich davon halten? Ein Gott, der mit keinem Bilde zu erfassen ist, ein Gott, der keinen Namen hat –“ „Falsch!“ fuhr der Alte dazwischen, sagte dann ruhiger: „Er gab sich selber einen Namen, uns zuliebe!“ Eli-baal hatte des Meisters Hand ergriffen, flehte: „Du weißt, wie es geschah?“

Versonnen kam des Alten Stimme: „Das ist schon lange her und geschah zu der Zeit, als die Kinder Israel noch im Knechtshaus Mizraim lebten.“ Er drückte die Hand des Jungen. „Ich erzähl dir doch schon von Mose?“ „Der die Zehn Gebote auf steinerne Tafeln schrieb!“ „Du hast es dir gut gemerkt, mein Sohn. Doch nun hör zu, wie Mose zum ersten Mal dem Herrn begegnete: Er war geflohen vor den Häschern des Pharaos, lebte in der Steppe und hütete dort Schafe. Da kam er auch an den Berg Horeb und sah von weitem einen Busch, der brannte, doch nicht vom Feuer verzehrt wurde.“ „Wie geht das an, Meister?“ „Siehst du, so fragte sich auch Mose. Und lief hin, zu sehen.“ Der Alte lachte. „Zu sehen! Natürlich, denn auch Mose war ein Mensch wie du und ich, stets darauf aus, Neues zu entdecken, Geheimes zu ergründen, die Decke zu lüften und den zu sehen, der hinter allem webt.“

„Und – er sah Gott?“ „Wo denkst du hin! Er sah Gott nicht, natürlich nicht! Doch er hörte die Stimme.“ „Welche Stimme?“ „Die Stimme, die ihm den Auftrag gab, das Volk aus der Knechtschaft in die Freiheit zu führen.“ „Der Unsichtbare spricht zu uns Menschen?“ grübelte Eli-baal. „Nur wenn er will!“ berichtete der Alte, setzte gleich hinzu: „Wenn er einen Auftrag hat, einem Menschen seine Weisung erteilt, sich einen Menschen als Werkzeug erwählt.“

Der Junge starrte aus weiten Augen in die Nacht. Er sah es klar vor sich: eine Hand, die sich aus dem Dunkel streckte, nach einem Werkzeug griff, das aussah wie ein Mensch, wie Elia, wie – Des Alten Stimme wischte das Bild fort: „Mose war, ich sagte es schon, ein Mensch wie du und ich. Er wollte den Namen des Gottes wissen, der da aus dem

Feuer zu ihm sprach. Und er stellte es geschickt an, den Herrn zu überlisten.“ „Zu überlisten?“ „Er verbarg seine Wißbegier hinter dem Auftrag, den er eben erhalten hatte: Wenn ich zu den Kindern Israels komme und sage, Gott hat mich zu euch gesandt, dann werden sie fragen: Wie ist sein Name? – Was soll ich ihnen dann sagen?“ Elibaal schnalzte anerkennend mit der Zunge. „Ein pfiffiger Mann, dieser Mose! Und Gott ließ sich wirklich täuschen?“ Der Alte schnaufte ärgerlich. „Du redest töricht! Als wenn der Herr sich jemals täuschen ließe! Nein, aus freien Stücken gab er sich zu erkennen: So sollst du zu den Kindern Israel sagen: Der Äjäh-ascher-äjäh – der Ich-werde-sein – sendet mich zu euch.“³

„Der Ich-werde-sein!“ Elibaal dachte laut. „Der Äjäh, ich verstehe, in eurer Mundart heißt das ‚der Ich-werde-sein‘. Das ist kein Name.“ „Nein, das ist kein Name, das ist ein Hinweis auf seine Herrlichkeit! Verstehst du? Er ist der Ich-werde-immer-sein, der Eine, der Einzige ohne Anfang und ohne Ende, der Herr von Ewigkeit zu Ewigkeit.“ „Ich verstehe es nicht, doch ich ahne“, staunte Elibaal, „der Herr, der immer war, der ist und immer bleibt.“

„Der ist und bleibt!“ Elibaal blickte zu den Sternen hinauf, die nun, da auch der letzte Widerschein der Sonne verblaßt war, hell am Himmel strahlten. Sie alle nur Juwelen am Mantel des Einen. Keine Götter, die mein Leben bestimmen und mich zum Sklaven machen. Der Mond, der Nachen, auf dem, wie sie meinen, Aschera am Himmel daherfuhr – wo blieb er nur?

Elibaal fuhr herum. „Vor zwei Tagen sahen wir zum letzten Mal die schmale Sichel des sterbenden Mondes. Herr, hast du daran gedacht, daß morgen Neumond ist?“

„Und ob ich daran gedacht habe! Darum habe ich ja Ahab aufgefordert, das Volk für morgen auf den Karmel zu bestellen.“ Er legte seine Rechte auf die Schulter des Jungen. „Du hast, seit du bei mir bist, viel über die heiligen Gesetze des Mose gehört und weißt, daß wir das Neumonds fest...“ „...mit einem Brandopfer feiern!“ „Gut, doch nun paß auf: Diesmal werden die Priester Baals und der Aschera mit uns

zusammen dem Herrn die Ehre geben“, er lachte in sich hinein, „und sie werden nicht einmal wissen, daß sie es tun!“ „Wie soll das möglich sein, Meister?“ „Du weißt, im Gesetz sind zwei Stiere als Opfer am Neumondsfest vorgeschrieben.⁴ Einen werden *wir* dem Herrn darbringen, den anderen die Götzenpriester.“ „Das kann ich nicht glauben.“ „Ich verstehe deine Zweifel, mein Sohn, doch die Götzen-diener werden meinen, ihren Stier dem Baal zu opfern. Weil es den aber nicht gibt, wird auch ihr Stier nur der Ehre des Herrn dienen.“

Elia ließ die Schulter des Jungen los und wiederholte, wie um es sich selber zu bestätigen: „Sie werden nicht wissen, was sie tun, doch beide Stiere sind ein Wohlgeruch dem Herrn Zebaoth.“

Der Wind, der tagsüber von Osten her die Glut der Wüste hergetragen hatte, war zur Ruhe gegangen. Regungslos schliefen die Dornbüsche, die den Hang bedeckten. Kein Zweig knarrte, kein Blatt raschelte. Doch andere Geräusche waren jetzt zu vernehmen. Verworrenes Lärmen, wie von einer Volksmenge, die drüben, auf der anderen Seite des Berges, lagern mochte. Es war, als schiene der Himmel dort nach Osten hin heller. Flackerte es da nicht immer wieder auf, wie wenn man ein Lagerfeuer schürt?

„Die meisten Abgesandten der zehn Stämme sind bereits eingetroffen, und die noch fehlen, werden sich morgen früh einstellen.“ Elibaal ruckte unruhig hin und her. „Sie lagern alle drüben bei den Baalspriestern. Wäre es nicht besser, Meister, wenn du dich zu ihnen geselltest? Man weiß ja nicht –“ „Man weiß ja nicht!“ raunzte der Alte. „Die Götzenpriester wissen nicht, was morgen mit ihnen sein wird, Ahab weiß es nicht, und Isebel weiß es auch nicht. Aber der Herr weiß! Er weiß, was er mit uns vorhat. Und er wird es tun, er, der Eine, der Ichbin.“

8 Kaum hatte Elibaal den von Elia gewiesenen Platz erreicht, als er das Schiff sah. Ohne Frage ein Sidonsschiff, das dort draußen mit schlaffen Segeln in der Flaute lag. Kein Hauch, der vom Karmel herabstrich, erstorben war der heiße Wüstenwind, der die Tage zuvor geweht hatte. Jetzt aber bewegte sich das Schiff langsam voran und kroch träge aus dem Schatten, den der Höhenzug über die Küste warf. Jetzt konnte Elibaal erkennen, daß die Männer an Bord die langen Riemen eingelegt hatten und zum Takt einer Pauke bewegten. Zu hören war hier oben nichts, doch der Junge sah den Taktgeber auf dem erhöhten Achterdeck stehen und den großen Paukenschlegel heben und senken. Und wie das klang, das wußte er, er wußte auch, welche mühselige Arbeit das Rudern bedeutete, zumal jetzt, da die Sonne höherstieg.

Unendlich langsam kroch das Schiff nach Norden, lag endlich querab vom Kap und nahm den Kurs über die Bucht. Zu weit war es nun, als daß Elibaal noch die einzelnen Gestalten an Bord hätte erkennen können, doch er wußte, was sich dort jetzt tat. Er sah sie alle vor sich: den Steuermann, der den Hebel des langen Steuerruders hielt, den Bootsmann, der noch immer auf der Pauke den Takt schlug, und die Männer, die sich schweißüberströmt in die Riemen legten. Wie ihre Körper vor- und zurückschwangen, wie die Männer die Zähne zusammenbissen, die Riemen mit schwieligen Händen umklammerten und keuchend die Füße gegen die Decksplanken stemmten.

Harte Arbeit, kräftezehrend und entmutigend. Schweiß floß in Strömen, obgleich es erst Morgen war. Was sollte das erst gegen Mittag werden? Dennoch: Jeder Ruderschlag brachte das Schiff ein paar Ellen der Heimat näher, Sidon! Wenn das Schiff da endlich gegen die Kaimauer schürfte, wenn die Leinen geworfen und um die Poller geschlungen wurden, der Steuermann die Laufplanke legen ließ und als erster an Land ging! Dann war alle Mühsal vergessen, man war ja daheim, endlich bei Vater und Mutter, bei der Frau und den Kindern, zu Hause...

Elibaal biß die Zähne zusammen. Wenn doch auch er dort an Bord wäre! Schon morgen könnte er daheim sein, falls Wind aufkam, schon heute nacht. Doch was beklagte er sich? Hatte er es nicht so gewollt, wie es jetzt war? Niemand hatte ihn fortgetrieben, aus eigenem Entschluß war er dem Gottesmann gefolgt, um zu erfahren, woher der seine Kraft nahm. Und –

Elibaal riß sich zusammen: Träume nicht! Der Meister hat dich hierher gesandt, nach Westen auszuschaun. Der Junge zuckte die Schultern, was hatte der Seher nur? Fährt mich da an: „Marsch, geh hinauf und schau zum Meer!“ Doch er selber bleibt da hocken, den Kopf auf den Knien und die Hände vor den Augen. Schau zum Meer! Als ob es da etwas zu sehen gäbe! Nichts, natürlich, außer dem Sidonschiff, das nun im Dunst kaum noch zu erahnen ist.

Blank und leer das Meer, kaum zu erkennen, wo es fern im West gegen den Himmel rührt. Doch als ich dem Meister meldete: Nichts tut sich, Herr, da knurrte er nur: Lauf wieder hin und schau hinaus!

Und das nicht nur einmal, nein, immer wieder: Lauf hinauf und schau aufs Meer! Möchte nur wissen, was er erwartet! Konnte sich der Alte nicht zufriedengeben mit dem, was gestern geschehen war? Plötzlich dachte der Junge nicht mehr an das Schiff, das zur Heimat zog, er sah wieder – und so deutlich, als geschähe es eben noch einmal – was der vorige Tag beschert hatte: Da saßen die Ältesten der zehn Stämme, gelagert im weiten Rund. Zur Seite die Priester des Baal und der Aschera, eine so gewaltige Schar, daß der Junge sie nur hatte schätzen können, viele Hundert! Und drüben, unter der steinalten Therebinte, der König Ahab mit seiner Leibwache.

Ein König mit seiner Garde, ein paar Hundert Götzendiner, einige Tausend Abgesandte aus Israel. Und ihnen gegenüber dieser eine: Elia. Elibaal zog fröstelnd die Schulter hoch. Obwohl ihm die Sonne in den Nacken brannte, fror er vor Furcht bis ins Herz hinein, als er das alles noch einmal vor sich sah: den Meister, wie er vor den König und die Menge trat, die Hand erhob und, als es endlich still wurde,

zu sprechen begann: „Wie lange hinkt ihr auf beiden Seiten? Ist der Herr Gott, so wandelt ihm nach, ist's aber Baal, so folgt ihm nach!“

Das Volk, wie es dasaß und glotzte! Der Priesterhaufe, dicht gedrängt sich schiebend. Und König Ahab, die Faust am Schwertgriff, sprungbereit.

Doch nichts geschah, sie alle saßen wie gebannt. Sie lärmten nicht, als Elia weitersprach, zwei Stiere forderte, einen für die Priester Baals, den anderen für sich. Schweigend hatten sie ihn angehört, ohne Widerspruch sich gefügt und das getan, was er verlangte.

Zwei Altäre, einen für Baal, einen für den Herrn! Die Stiere geschlachtet und zum Brandopfer bereitet. Und Holz her, viel Holz und dürres!

Sie hatten geschleppt und gewerkt und dann, als alles bereit war, Baal angerufen. Elibaal kannte das alles, hatte es oft schon in Zarpath und Sidon erlebt: den Tanz der rasenden Priester. Vor und zurück, im Reigen bei den Händen gefaßt, nun wieder ein jeder für sich, dahinquirlend, wirbelnd sich drehen bis zum Schwindel. Messer blitzten, Dolche zückten, fuhren auf und fuhren nieder. Und dann floß Blut, zog rote Bahnen über nacktes weißes Fleisch. Baal zur Ehre! Baal zur Ehre!

Und in das Rasen und Schreien hinein das Höhnen des Alten: „Ruft laut! Schreit! Vielleicht wacht Baal auf? Er hört euch nicht? Schreit lauter noch! Womöglich ist er eingeschlummert? Oder in Staatsgeschäften unterwegs?“

Er hatte sie aufgestachelte, zur Raserei getrieben, ihr Schreien war, wie tausend Raben krächzen, ihr Tanzen war, wie wenn geköpft Hühner liefen. Doch da war keine Stimme, keine Antwort. Da war keiner, der auf ihr Schreien hörte.

Und dann hatte der Alte ein paar von Israel herange-winkt. Zwölf Steine – nach der Zahl der Stämme – hatte er herrollen lassen, den von Isebels Schergen abgerissenen Altar des Herren neu errichtet und ganz zum Schluß noch einen Graben um ihn ziehen lassen. Auf dem Altar dann das Holz geschichtet und den Stier zum Opfer vorbereitet.

War alles getan? Nein, der Alte hatte geboten: „Vier Schläuche Wasser her!“ Sie hatten gemurrt: „Wasser? Kostbares Wasser?“ Von dem geringen Vorrat, den sie bei sich hatten, sollten sie nehmen? Doch der Seher war unerbittlich geblieben: „Der Herr will es. Also tut es!“

Dreimal hatten sie je vier Schläuche in den Graben schütten müssen, hatten zugesehen, wie es ausfloß, sich verbreitete, versickerte, endlich dann den Graben füllte. Jetzt standen sie mit leeren, schlaffen Ziegenbälgen da, hatten nichts mehr, den eigenen Durst zu stillen. Das würde ein harter Weg werden hinab zum Kischon, es konnte lange dauern, bis sie da endlich eine Stelle fanden, an der unter dem Kies noch etwas Wasser hervorsickerte. Aber der Alte hatte nur gelacht: „Ihr werdet Wasser in Fülle haben!“

Barsch hatten sie aufbegehrt: Alle Opfer und alle Gebete hätten nichts gefruchtet, zwei Jahre stehe der Himmel wie Erz, kein Gott erbarme sich der sterbenden Kreatur. Und der Alte hatte gezürnt: „Weil ihr zu Baal gerufen habt!“

Doch dann hatte er auf den neuen Altar gezeigt. „Die Stunde ist gekommen, da dem Herrn das Opfer des Neumondfestes gebracht werden soll.“ Am Altar war er niedergekniet und hatte gebetet: „Jahwe, du Gott Abrahams, Isaaks und Israels, laß heute kundwerden, daß du Gott bist! Erhöre mich, damit dies Volk erkenne, daß du, Jahwe, Gott bist und ihr Herz sich wieder zu dir kehrt!“

Was dann geschah, stand so lebhaft vor Elibaals Augen, daß er die Hände vor das Gesicht schlug. Der Blitz! Das grelle Licht aus wolkenlosem Himmel! Schon brannte das Holz, schon leckten die Flammen um den Altar empor, verzehrten das Opferfleisch. Es loderte, prasselte, brauste und zischte. Verdampft war das Wasser im Graben, es glühten die zwölf Steine.

Und dann der Aufschrei des Volkes: „Jahwe hu! Jahwe hu!“ Und wieder und wieder: „Jahwe hu, Jahwe ist es, Jahwe ist Gott!“ Die Baalspriester drüben: sie standen, starrten, drängten sich zusammen. Wie eine Woge wuchs das Volk, das eben noch gekniet hatte, und setzte sich in Bewegung; es brach herein, sich überschlagend, und riß die

Baalspriester mit. Das Tal hinab brandete die Woge, hin zum uralten Kischon. Und nun kam nur noch Wehklagen von dort, Zetergeschrei...

Elibaal nahm die Hände vom Gesicht, atmete tief durch. War das alles erst gestern geschehen? Dieses Gottesurteil? Dieses Gericht an den Priestern Baals?

Es war vorbei, vorbei. Das Volk hatte Elia, dem Mann Gottes, gehuldigt. Und König Ahab hatte keine Hand gerührt, als es den Götzenpriestern an das Leben ging. Von nun an –¹

Doch was war das? Da draußen, da, wo sich Himmel und Meer berührten? Fünf zarte weiße Streifen wuchsen da empor, wie eine offene Männerhand, mit weit gespreizten Fingern. Federwölkchen, spinnwebfein, blühten da auf, wuchsen empor und breiteten sich zum Fächer aus.

Elibaal sprang auf, starrte gebannt hinaus. War es das, wonach er hatte ausschauen sollen? Ja, dies, nur dies konnte der Gottesmann gemeint haben, als er befahl: Geh hin und schau aus! Schon sprang Elibaal den Hang hinab. Da saß der Alte, neben dem Altar, noch immer den Kopf auf den Knien. „Meister, Meister!“ „Was hast du gesehen?“ „Es steigt eine Wolke auf aus dem Meer, wie die Hand eines Mannes!“

Elibaal stockt: Wie, König Ahab ist auch hier? Will wohl von meinem Meister hören, was nun werden soll! Doch still! Elia Spricht: „König Ahab, spann an und fahre hinab nach Jesreel! Beeile dich, damit der Regen dich nicht aufhält.“

Schon hatten die fünf weißen Finger der Federwolken den Himmel überspannt. Eine Herde Lämmerwolken folgte ihnen, beeilte sich, den Kamm des Karmels zu übersteigen. Und nun wuchs eine dunkle Wand hinter ihnen auf, tiefgrau, fast schieferschwarz und prall voll Regen.

Ahab hatte seinem Wagenlenker zugerufen, der spannte eilends die Gäule vor den Wagen, griff die Zügel, schwang die Peitsche. Grußlos saß Ahab auf, die Peitsche zischte, die Pferde ruckten an. Und dann war da nur noch die gläserne Wand des herabstürzenden Regens. Wasser in Fülle! Wie der Meister es angesagt hatte. Wasser in Fülle nach Jahren der Dürre.²

9 Obadja wand sich. Diese schneidende Frauenstimme, sie bohrte sich in seine Ohren und fraß sich in sein Hirn! Jetzt schrillte sie wieder: „Tu nicht so, als ob du nicht beteiligt seist! Ich weiß, daß du diesem Gaukler begegnet bist.“ Isebel warf den Kopf zurück. „Ich habe meine Augen überall, vergiß das nicht! Du hast zwischen diesem Seher und dem König vermittelt, du bist...“ „Ich habe dem König nur gemeldet, daß er ihn sprechen will.“ „Unterbrich mich nicht!“ Ihre Augen sprühten Zorn. „Schlimm, daß ein König auf einen Hofbeamten hört, weit schlimmer aber, daß er diesen Götterkampf da auf dem Karmel zuläßt und am Ende gar tatenlos zusieht, wie meine Baalspriester hingeschlachtet werden!“

Sie ballte die Fäuste. „Meine Baalspriester, meine Ascheradiener!“ Sie trat ganz dicht an Obadja heran. „Jeder einzelne von ihnen hatte mehr Lebensart als all ihr Bauerntölpel zusammen, mehr Anstand als dieser Kerl – wie nennt er sich doch? – ah ja, dieser Elijah!“ Sie dehnte höhnisch den Namen, merkte nicht, daß sie damit seine Bedeutung hervorhob.¹

Sie warf sich in den Hochstuhl, ihre Finger spielten mit den filigran geschnitzten Figuren der Armlehnen. „Daß ich so töricht war, Ahab nachzugeben und ihm in dieses Bergnest Schomron zu folgen!“ Ein hartes Auflachen. „Nun ja, ich war damals jung und meinte, die Welt sähe überall so gut aus wie in Sidon. Nun, jetzt weiß ich es besser.“ Sie rüttelte in ihrer Wut an den Lehnen, so daß eine der geschnitzten Elfenbeinblumen herausbrach. Sie stieß sie mit dem Fuß fort. „Mein Vater hätte mich warnen sollen, er wußte doch, welches Leben mich hier erwartete.“

Hatte sie ganz vergessen, daß der Haushofmeister ihr zuhörte? Erst als er mahnend hüstelte, wurde sie wieder auf ihn aufmerksam. Zornig biß sie sich auf die Lippen, da ihr bewußt wurde, daß sie sich hatte gehen lassen und den königlichen Gemahl gerügt hatte. Rasch lenkte sie ab, indem sie ihren Zorn über den Hofmann ausschüttete: „Du kannst

mir nichts vormachen. Ich weiß, daß du zu Jahwe hältst, und ich werde dich zu gegebener Zeit bestrafen.“ Sie reckte das Kinn hoch, musterte Obadja von oben herab. „Wann das geschieht, bestimme ich. Und nun –“ Sie brach ab, da eine Dienerin den Vorhang aufschlug und schüchtern meldete: „Der König!“

Im Augenblick hatte sich Isebel entschieden: Hatte sie eben noch Obadja fortschicken wollen, so beschied sie ihn jetzt anders, da es besser in ihr Spiel paßte, wenn er blieb und Zeuge des Gesprächs wurde. „Der König? Ich bitte ihn einzutreten.“ Ein herrischer Blick zu Obadja. „Und du bleibst!“

Die Magd schlug den golddurchwirkten Vorhang beiseite, und Ahab trat herein. Falls ihn die Gegenwart des Haushofmeisters überraschte, so ließ er es sich nicht anmerken. Ein leichter Gruß aus den Augen, so im Vorbeigehen, dann streckte Ahab der Königin die Hand entgegen, ergriff die ihre und führte sie an die Lippen. Er sah sich nach einem Stuhl um, und Obadja zog dienstefrig einen leichten Rohrsessel heran.

Ahab ließ sich nieder, glättete sorgfältig den Faltenwurf seines Obergewandes und sah dann fragend von Obadja zu Isebel. „Gibt es etwas Neues?“ Obadja schwieg, da er spürte, daß die Frage an Isebel gerichtet war. „Etwas Neues!“ schnaufte Isebel mit geblähten Nasenflügeln. Lieb schaut sie in ihrem Zorn aus, dachte Ahab; doch dann warf sie hin: „Ich habe gerade deinen Hofmeister zurechtgewiesen!“ Ahab tat verwundert: „Er hat sich etwas zuschulden kommen lassen? Das mag ich kaum glauben, er ist doch sonst...“ „...ein so durchtriebener Heuchler!“ Sie sah, wie die beiden Männer zusammenfuhren, und mußte sich mühen, ein triumphierendes Lächeln zu unterdrücken. „Jawohl“, grollte sie, „ein ganz durchtriebener Heuchler!“

Sie kostete das Schweigen aus. Erst als Ahab zu einer Erwiderung ansetzte, sagte sie: „Oder hast du es nicht bemerkt, mein König, daß dein Haushofmeister es mit Jahwe hält?“ Sie sah, wie Ahab ärgerlich die Lippen schürzte. Wie ein gescholtener Junge, der schmolzt! dachte sie. Von oben

herab sagte sie: „Ich sehe, du hast es wirklich nicht gewußt. Deine Vertrauten, mein König, scheinen nicht sehr aufmerksam zu sein, daß ihnen so etwas entgangen ist. Oder aber, was weit gefährlicher wäre, sie berichten dir nicht alles, was sie wissen.“

Ahab raffte sich zusammen. „Obadja soll...?“ Sie stampfte mit dem Fuß auf. „Er soll nicht, er hält es *wirklich* mit Jahwe und dessen Seher Elijah.“ Ahab ruckte hin und her, wandte sich endlich zu Obadja herum: „Was sagst du zu dem, was die Königin dir vorwirft?“ Obadja fühlte, wie ihm der Schweiß ausbrach. Wenn Isebel wußte, daß er die überlebenden Priester Jahwes in Sicherheit gebracht hatte und heimlich versorgte, dann war es um ihn geschehen. Doch was hatte die Königin wirklich in Erfahrung gebracht? Was wußte sie sicher und wieviel vermutete sie nur? Obadja leckte sich die trockenen Lippen. „Mein Herr und König, ich gebe zu, daß ich Jahwe nach der Weise unserer Väter verehere, doch nie käme es mir in den Sinn, dir, mein König, die Treue zu brechen.“

Es war ihm gelungen, fest und überzeugend zu sprechen. Er warf einen raschen Blick zur Seite und atmete auf, da Isebel nur den Mund verzog, aber keine neuen Anschuldigungen erhob. Und in diesem Augenblick war sich Obadja sicher: Sie weiß nichts von den Priestern des Herrn, die ich versorge!

Isebel sah Obadja lächelnd an: Wie er schwitzt, dieser Bauer! Nein, Obadja, du kannst mir nicht gefährlich werden. Du bist zu simpel, zu töricht und zu unbeholfen. Du kannst ja nicht einmal deine Gefühle verbergen, deine Gedanken. Eine harsche Handbewegung. „Mach, daß du mir aus den Augen kommst!“

Sie wartete, bis der Vorhang hinter ihm zugefallen war, und ohne die Augen von dem Vorhang zu lassen, sagte sie: „Mit dir Tölpel werde ich abrechnen, wenn ich die Zeit für gekommen halte.“ Eine schnippische Kopfbewegung. „Er bedeutet nichts, und er ist nichts. Und sein Gott Jahwe? Pah!“ Sie blitzte Ahab an: „Doch du, mein König, hast mich traurig gemacht.“ Er streckte seine Hand nach ihr aus, doch

sie wehrte ab. „Nein, du weißt, wie sehr es mich kränkt, daß du tatenlos zugesehen hast, wie der Pöbel meine Baalspriester umbrachte. Ich habe sie mir aus Sidon mitgebracht, und von meinem Tisch haben sie gegessen. Ich war es, die ihnen Obdach und Schutz gewährte.“

Sie spielte mit der Quaste ihres Gürtels. „Was wird man in Sidon denken, wenn man von dem Gemetzel am Karmel hört? Was wird man über dich sagen, den König, der geschehen ließ, was niemals hätte geschehen dürfen? Was wird man von mir halten, einer Königin, die ihre Priester nicht vor dem Abschaum Israels bewahren kann?“ Sie klatschte in die Hände, und die Dienerin trat herein. „Der Stadthauptmann Amon soll zu mir kommen, sofort!“²

Hatte es Ahab die Sprache verschlagen? Daß sie, ohne ihn zu fragen, den Stadthauptmann zu sich beschied! Wähnte sie sich schon als alleinige Herrin im Lande? Aber nein, sie wußte doch, wie sehr er sie liebte, daß er ihr jeden Wunsch von den Augen ablas, bereit, ihn auch zu erfüllen. Gewiß, das mußte es sein: Weil sie ihn liebte, weil sie sicher war, daß er dachte wie sie, darum hatte sie, ohne seine Zustimmung einzuholen, gehandelt. Das war nicht Eigenmächtigkeit, nein, das war ein Beweis, wie innig sie beide verbunden waren. Und Ahab spürte nicht, daß er sich selbst belog. Weil seine Liebe ihm den Blick für die Wirklichkeit nahm.

Schritte kamen näher. Ahab riß seinen Blick, der hingebungsvoll auf Isebel geruht hatte, von ihr los und wandte sich Amon zu, der sich eben unter der Tür verneigte. „Die Königin wollte mich sprechen?“ Er sah nur Isebel an, schien den König nicht zu beachten. Bevor Ahab eingreifen konnte, sprach Isebel: „Ich habe zwei Befehle für dich. Zuerst: Sende an Elia von Thisbe einen Boten und laß ihm verkünden: So spricht Isebel, die Königin in Israel: Die Götter sollen mir dies und das tun, wenn ich nicht morgen um diese Zeit dir tue, wie du meinen Priestern getan hast! Zum zweiten: Morgen schickst du Männer aus, die Elia ergreifen und vor mich bringen.“

Amon wollte schon abtreten, da kamen ihm Bedenken:

„Ist es gut, Herrin, Elia durch einen Boten zu warnen? Wird er nicht fliehen und uns entgehen?“ Er brach ab, da Isebel mit dem Fuß aufstampfte: „Schicke den Boten, wie ich befohlen habe! Doch du sollst erfahren, weshalb ich eine solche Botschaft an Elia sende: Zittern soll er um sein Leben! Eine bange Nacht lang, eine Nacht, in der er die Stunden zählt bis zum Morgen. Zittern soll er, wenn er die Staubwolke sieht, die von ferne auf ihn zuzieht, zittern vor den Reitern, die heranjagen, ihn zu greifen.“

Amon hatte verstanden, widersprach jedoch trotzdem: „Falls er nicht die Nacht nutzt, sich aus dem Staube zu machen.“ „Wohin denn?“ höhnte Isebel. „Zu den Aramäern? Zu offen ist die Steppe, zu weit der Weg bis nach Damascäq, als daß er uns entkommen könnte. Hinauf nach Sidon? Du wirst noch heute Männer aussenden, die alle Wege überwachen, die nach Norden führen.“ „Gewiß, Herrin, doch Judas Grenze ist nicht weit.“ „Er wird sich hüten, dorthin zu fliehen. Vergiß nicht, König Josaphat ist mit uns befreundet, ja sogar verschwägert. Er würde Elia unverzüglich an uns ausliefern.“ Amon hatte erreicht, was er wollte. Niemand konnte ihm noch einen Vorwurf machen, wenn Elia entfloh. Amon hatte alle Gründe, die für eine nächtliche Flucht Elias sprachen, vorgebracht. Und war abgewiesen worden! Er deutete eine Verbeugung an. „Dein Wort, Herrin, soll geschehen.“ Er streifte Ahab mit einem kurzen Blick, doch der stand stumm und starrte zu Boden. Da wandte Amon sich und ging.³

10 Elibaal war verzweifelt, welcher Dämon war nur in seinen Meister gefahren? Dort auf der Höhe des Karmel war Elia doch Sieger geblieben, sein Gott hatte Feuer vom Himmel fallen lassen und das Opfer auf dem Altar mit einem Blitz entzündet: der Feuerstrahl, der nachrollende Donner, die jubelnde Menge, die sich dann auf die Baalspriester warf, sie hinwegschwemmte. Und vor dem Brandopfer

der Meister, die Hände ausgebreitet zum Gebet, sieghaftes Leuchten auf seinem Gesicht, den Kopf leicht geneigt, zu lauschen dem Rufen des Volkes: Jahwe hu! Jahwe hu! Der Herr ist Jahwe, Jahwe der Herr!

Und jetzt? War das noch derselbe Mann, der da jetzt neben ihm durch die Nacht hetzte? Ein Bote war gekommen, von der Königin Isebel. Außer Atem, schweißüberströmt um Fassung ringend. Die Botschaft dann: „So spricht Isebel: Die Götter sollen mir dies und das tun, wenn ich nicht mit dir das tue, was du meinen Priestern angetan hast.“

Der Alte hatte es gelassen hingenommen. Doch kaum war der Bote gegangen, da hatte es ihn gepackt: unsichere Gesten, Augen, die nicht wußten, wohin sie blicken sollten, und dann die blanke Angst. Zusammengerafft die spärliche Habe, die Ziegenschläuche und ein paar Säckchen mit gerösteter Gerste, das Messer! Wo ist nur der Feuerzunder mit Flintstein? Her damit, ohne den kommen wir nicht zurecht!

Wie jäh sich der Alte verwandelte, aus einem selbstsicheren Mann Gottes in einen herrenlosen Hund, der vor Angst hechelte. Als wenn es kein Wunder auf dem Karmel gegeben hätte, als wenn Baal der Sieger geblieben wäre.

Zwei Säcke Weizenschrot auf den Schultern, dazu noch einen Ziegenbalg, der aber nur halb gefüllt war, so trabte Elibaal hinter dem Meister her. Der Wassersack gluckste, da das Wasser hin und her schwappte. Wozu überhaupt den Sack mitschleppen, dachte der Junge, jetzt, wo es geregnet hat und alle Bäche zum Überlaufen voll sind?

Im Eilschritt durch die Nacht, der Alte mit langen Beinen voran, der Junge keuchend hinterdrein, ängstlich bemüht, den Meister in der Dunkelheit nicht zu verlieren. Der kannte sich, schien es, hier aus, hatte quer über Berg und Tal die Richtung nach Süden eingehalten, immer dem Polarstern den Rücken kehrend. Ein paarmal, wenn der Alte langsamer ausschritt, hatte Elibaal versucht, mit ihm ins Gespräch zu kommen. „Wäre es nicht besser, Meister, sich nach Norden zu wenden?“ „Nach Zor oder Sidon?“ hatte der Alte geknurr. Doch dann hatte ihm wohl seine Schroffheit leid getan, milde hatte er hinzugesetzt: „In deine Heimat, mein

Sohn? Nein, du vergißt, daß Isebel dorther stammt. Wir würden dort nirgends vor ihr sicher sein.“

Hin und wieder hatten sie ein Licht gesehen, aus einem Dorf oder abgelegenen Weiler. Es war kraftzehrend, unbeirrt querfeldein zu wandern. Überall waren nach dem Regen die Äcker frisch bestellt, und wo es lehmig war, da klebte der Schlamm an den Sohlen der Sandalen und machte sie schwer.

Ganz plötzlich war der Alte stehengeblieben und lauschte in das Dunkel. Hundegebell kam von rechts, und sofort wandte sich der Meister mehr nach Osten. „Sichem liegt dort drüben. Siehst du den dunklen Schatten vor den Sternen? Das ist der Berg Ebal.“ Sie patschten durch Pfützen und glitten aus auf nasser Erde. „Wir sind gleich am Brunnen Jakobs. Zu dieser Stunde werden wir niemanden treffen und ungefährdet die Schläuche füllen können.“

Ein rundgewölbter Brunnenrand, ein Trommelgestell, an dem an langer Leine ein Ledereimer hing. Der Alte ließ das Seil ablaufen und begann dann, den gefüllten Eimer heraufzuwinden. Endlos lange schien es dem Jungen, bis Elia ihn wieder in Händen hatte. Tief mußte der Brunnen sein, sehr tief. Teilnahmslos ließ sich Elibaal den prall gefüllten Sack aufbürden, wie im Traum trabte er wieder hinter dem Alten dahin. Doch schon bald hielt der an, blickte nach Osten hinüber, wo ein erster Dämmerchein über die Höhen stieg. Und wieder diese Hast: „Weiter! Wir müssen hier fort sein, bevor es Tag wird und die Frauen kommen, um Wasser zu schöpfen.“ Todmüde seufzte Elibaal: „Müssen wir noch weit wandern? Meister, ich bin –“ „Nur noch knappe tausend Schritte, die wirst du wohl noch schaffen!“

Über eine Straße ging es, dann über einen frisch gepflügten Acker, nun über eine aus groben Steinen aufgesetzte Trockenmauer. Bergan nun, einen Hang hinauf, der mit Blöcken übersät war, zwischen denen Dorngebüsch wucherte. Elibaal fühlte sich am Ende seiner Kraft, als ihn der Alte endlich durch einen Felsspalt zog und sich hinter einem Steinwall niederwarf. „Leg ab deine Last! Hier werden wir uns den Tag über verbergen.“ Er wies auf den im ersten

Frühlicht schimmernden Hang. „Wir sind hier am Berg Garizim in Sicherheit. Hier hat niemand einen Weingarten oder Acker, da der Berg seit alters als heilig gilt. Nur an Festtagen pflegt man ihn zu besteigen, um auf seinem Gipfel zu opfern.“

Die Sonne schwang sich über die Höhen im Osten und übergieß den Hang des Garizim mit gleißendem Licht. Elibaal sah, durch die Büsche spähend, daß der Meister trotz des Dunkels der Nacht das Versteck klug gewählt hatte. Auf halber Höhe des Berges ein Riß in den Felsen, dahinter, durch eben wieder ergrünendes Buschwerk gedeckt, ein kleiner Kessel.

Sie tranken von dem frischen Wasser, das sie im Jakobsbrunnen geschöpft hatten, kauten geröstete Gerste und kosteten Feigenbrot, das der Alte aus der Weite seines Mantels hervorgeholt hatte. Dem Jungen fielen beim Kauen die Augen zu, mit halbvollem Mund schief er ein.

Als der Meister ihn wachrüttelte, war die Sonne schon wieder untergegangen. Wortlos aßen und tranken sie. Als sie das, was übriggeblieben war, zusammenpackten, sagte der Alte: „Nun kennst du die beiden heiligen Berge. Dort drüben der Ebal, der Steinige, der Kahle. Und dies hier ist der Garizim. Drüben auf dem Ebal baute schon Josua dem Herrn einen Altar.“¹ „Josua?“ Die Frage erinnerte den Alten daran, daß er zu einem sprach, der die Geschichte Israels nicht kannte. „Josua war der Nachfolger des Mose, von dem ich dir schon erzählte. Du erinnerst dich?“ Elibaal nickte, und der Alte erzählte weiter: „Mose durfte das den Kindern Israel vom Herrn zugelobte Land nicht betreten, sondern nur von ferne sehen. Josua war es, der das Volk nach dem Tod des Mose durch den Jordan führte.“ Er umfaßte mit weit ausholender Armbewegung die Höhen. „Hier sprachen dann die Leviten den Fluch des Arur ha-isch ja assäh phässäl – verflucht sei, wer einen Götzen oder ein gegossenes Bild macht, einen Greuel für Jahwe.“²

Das war er wieder, der Mann Gottes, der Diener des unsichtbaren Jahwe: furchtlos und fest im Vertrauen auf seinen Herrn.

Nein, er war es nicht! Diese fahrigten Hände, mit denen er nach den Packstücken griff, diese schlotternden Knie, als er sich hochstemmte, diese umherirrenden Augen, mit denen er durch den Felsriß spähte, ob der Berghang auch menschenleer sei! Das war nicht der unerschütterliche Mann Gottes, das war ein angstgeschüttelter Mensch, den die Todesfurcht weitertrieb: Fort, nur fort!

Benommen stolperte Elibaal hinter dem Alten her. Lichter blinkten links im Tal, wo Sichem lag. „Los, Junge, beeile dich!“ Und weiter ging es, immer nach Süden. Zuerst neben der Straße her über grobgepflügte Äcker, über Trockenmauern und tief eingeschnittene Rinnsale. Später dann, als die Nacht alles zudeckte, auch festgetretene Wege entlang. Nur einmal tauchte ein Schatten aus der Schwärze. Der Alte hatte ihn rechtzeitig gesehen, den Jungen beiseite gezogen und sich mit ihm hinter ein Granatapfelgebüsch geduckt, bis der nächtliche Wanderer vorbei war. Hin und wieder grüßten Lichter aus dem Dunkel, dann, als die Nacht vorgerückt war, verriet nichts mehr, daß Menschen dort irgendwo wohnten.

Stunde um Stunde verrann, wie ein Traumwandler tappte Elibaal hinter seinem Meister her. Er war so erschöpft, daß er bei einer kurzen Rast, die der Alte einlegte, wiederum einschlieff. Der Meister mußte ihn lange rütteln, bis er erwachte und sich emporraffte. Waren sie nun acht Stunden unterwegs, neun oder gar zehn? Elibaal wußte es nicht, ihm war, als stieße es ihn durch eine lange schwarze Röhre, die kein Ende zu haben schien. Dann wurden die Sterne blasser, ein leichter Wind kam auf. „Dort rechts den leichten Hang hinauf!“ keuchte der Alte. Elibaal glaubte zu hören, wie der Meister mit den Zähnen knirschte. „Da vor uns liegt Bethel, verflucht sei der Ort!“ Dann, nach heftigem Atemholen: „Ein Stierbild haben sie dort errichtet, das sie verehren.“³

Elibaal war zu erschöpft, um erfassen zu können, was der Alte sagte: „Ein Stierbild, hä! Es sei nur der Schemel für die Füße des Herrn, sagen die Priester. Des Herrn, der unsichtbar über dem Bild throne.“ Ein Stein polterte zur Seite. „Sie betrügen sich selber! Sie wissen doch nur zu gut, daß das einfache Volk das Stierbild anbetet.“ Ein grelles Lachen, das

dem Jungen ins Herz schnitt. „Von Jahwe, dem Unsichtbaren, wissen sie nichts, aber den Stier, der da groß und weithin sichtbar vor ihren Augen steht, den sie anfassen können, den nehmen sie für Gott.“

Als der Alte endlich haltmachte, dämmerte es bereits im Osten. Diesmal mußten sie mit dem abgestandenen Wasser aus dem Schlauch vorlieb nehmen. Und die Speisevorräte gingen zu Ende.

„Du mußt morgen versuchen, in einem Dorf ein wenig Brot und Korn zu erbitten.“ „Sie werden mich davonjagen, wenn ich bettle.“ „Sage ihnen die Wahrheit: daß du ein Waisenjunge bist, und du wirst sehen, daß sie dir geben, was den Hunger stillt. Denn Mose hat geboten: Du sollst den Fremden nicht verstoßen und der Waise nicht das Brot versagen.“⁴

Und der Alte behielt recht. Elibaal lief, sobald es tagte, in das Dorf, das sich Rama nannte, füllte den Schlauch und sprach dann die Frau, die ihm dabei geholfen hatte, auf Brot an. „Du hast keinen Vater mehr?“ Sie sah ihn mitleidig an. „Und deiner Sprache nach bist du dazu ein Fremdling?“ Sie entschloß sich rasch. „Komm mit, ich gebe dir, was du brauchst.“ Und nicht nur Brot wickelte sie ihm in große Blätter, sie packte ihm auch ein paar angebratene Schafsrippen ein und nötigte ihm getrocknete Trauben auf.

Stolz sah Elibaal zu, wie der Meister es sich schmecken ließ. Und doch schien ihm der Alte nicht zufrieden. Zu oft ruckte er herum, reckte den Hals und spähte hinaus, ob sich auch niemand ihrem Versteck näherte.

Wieder brachen sie erst auf, als die Nacht ihre dunklen Schleier über das Land geworfen hatte. Diesmal aber schlug der Meister, wie Elibaal bald merkte, eine mehr westliche Richtung ein. Als der Junge fragte, warum der Meister einen Umweg mache, erwiderte der: „Wir müssen einen Bogen um Jerusalem schlagen.“ Erklärend setzte er hinzu: „Nach Osten hin ist das Gebirge zu zerrissen. Wir kämen kaum voran, da sich immer wieder tiefeingeschnittene Täler in den Weg legen.“

11 Die Tage und Nächte, die folgten, wurden für Elibaal zum Alptraum. Auf ungebahnten Wegen zog ihn der Alte durch die Dunkelheit. Wundgelaufen die Füße, zerfetzt die Sandalen. Die Wadenmuskeln schmerzten, von den Schultern schälte sich die Haut, wundgescheuert von den Riemen der Wasserschläuche. Doch sobald sich der Junge fallen lassen wollte, trieb ihn der Alte an: „Spute dich! Wir müssen weiter!“

Tags weitab von den Straßen, irgendwo in einer ungangbaren Schlucht, in einem Felsenkessel oder einem Dorngebüsch. Sengende Glut vom Himmel herab, brennender Durst und quälender Hunger.

Am unerträglichsten die Angst des Alten. Wie er selbst im Schläfe noch zu lauschen schien, auffuhr, wenn in der Nähe ein Geier schrie, zusammenzuckte, wenn im Gebüsch nur ein Chamäleon sich regte. Alles hätte Elibaal ertragen, doch diese Angst des Alten zerbrach ihm alle Hoffnung. Nein, Elibaal verstand den Meister nicht mehr. Wie hoch hatte der auf dem Karmel dahergeredet! Mit gutem Grund, denn Jahwe hatte triumphiert. Warum jetzt diese Angst? Was war aus dem Vertrauen geworden, das der Seher zuvor auf seinen Gott gesetzt hatte?

Darüber hatte Elibaal gegrübelt, in den qualvollen Stunden zwischen erschöpftem Dahintaumeln und todmüdem Schlaf. Wie kam es, daß der Meister jetzt der Furcht erlag? War sein Gott doch nicht so stark, wie er gehofft hatte?

Zu ausgelaugt war der Junge, als daß er noch hätte klar denken können. Nur erfüllt hatte er es: Des Meisters Glaube ist zerbrochen. Jahwe? Der hatte sich als der Herr der Himmel und der Erde erwiesen. An ihm lag's nicht. Doch Elia war ein schwankendes Rohr, das sich im Sturm bis nieder zur Erde bog.

Und ich? sann Elibaal. Mich hat die Glaubenskraft des Alten ins Leben zurückgeholt. Doch das war damals, daheim in Zarpath. Jetzt aber hier in der Fremde, im Elend? Er warf einen verzweifelten Blick hinauf zu den Sternen. Ir-

gendwo dort oben thronte der Unsichtbare, der Unerreichbare, der Unerschütterliche, Jahwe. Doch dann begannen die Sterne zu zittern und zu tanzen, verschwammen vor seinen tränenden Augen, nichts war mehr da, nur ein Aufundab, ein Wiegen und Taumeln, immer und immer wieder, und am Ende das schmerzende Schweigen.

Nach Ewigkeiten war aus dem Nichts ein Gesicht nähergekommen, unklar und nebelhaft. Eine Hand hatte seinen Nacken gestützt, ein Napf rührte an seine Lippen, warme Milch rann ihm über die Zunge. Doch nun brandeten wieder die roten Wellen heran, rissen ihn mit und wirbelten ihn herum.

Endlose Weite, ein ebenes Land voller Sand, ganz in der Ferne eine Hügelreihe. Darüber ein fahler Himmel mit jagenden Wolken. Und dann kam es über die fernen Hügel: gelbe Wölfe in dichten Rudeln! Welle hinter Welle, wogende Rücken, trommelnde Läufe. Und genau auf ihn zu!

Er hörte sich mit den Zähnen knirschen. Und nun sah er sich selber: wie er da niederkniete, sich fest einstemmte. Laß dich nicht umreißen von den Bestien! Jetzt sind sie da: geifernder Schaum und bleckende Zähne, ganz dicht vor meinen Augen! Und er packt zu, packt zu in jagender Hast, mit beiden Händen, und greift ins Leere! Der nächste, übernächste. Hecheln und Heulen, giftgelbe Zähne. Und er greift, greift, greift ins Leere.

Seltsam, daß sich in all dem Rasen sein Verstand meldet: Was ängstigst du dich? Es sind nur Schemen, die dich jagen. Greif fest zu, und du faßt durch sie hindurch. Der Leitwolf da, der riesengroße, wie denn, er steht auf dem Rücken eines goldenen Stiers? Darüber ein stolzes Antlitz, das Gesicht eines Mannes. Baal? Dein Gott, nach dem du benannt bist?

Schaum fliegt in Fetzen vom Maule des Stiers, seine Klauen zerpflügen den Boden, Grasklumpen wirbeln hoch. Jetzt senkt er das Haupt, zielt mit den Hörnern auf dich! Und der auf dem Stier – Baal, wer sonst? – reckt seine Hand empor, schwingt einen runden zugespitzten Stein, den Donnerkeil, von dem der Blitz zuckt!

Im Fieberwahn warf Elibaal sich herum, bäumte sich auf und schrie: „Jahwe, Jahwe, hilf mir!“

Eine Hand, die ihn hält? Eine Stimme, die ihm ruhig zuspricht? Er verstand die Worte nicht, es war eine fremde Sprache. Doch es war die Stimme einer Frau. Eine Frau? Woher kam die? Wir waren doch allein, der Meister und ich. Und jetzt ist diese Frau da. Wie gut sie mir zuredet. Wie eine Mutter, die ihr Kind in den Schlaf wiegt.

Nein, ich will nicht mehr schlafen! Aufwachen will ich, sehen, erkennen, wissen!

Elibaal biß die Zähne zusammen und zwang sich, die Augen zu öffnen. Licht! Wie damals, als der Meister ihn ins Leben zurückholte. Licht, Tag war es also. Nur langsam kam das Erkennen: Das war ein Zelt, in dem er lag. An den Seiten halb durchsichtige Wände aus geflochtenem Rohr. Das Dach aus schwarzem Tuch, wie die Nomaden es aus dem Haar ihrer Ziegen gewinnen, eine Bahn leicht zurückgeschlagen, so daß die Sonne hier hereinsticht.

Und hier, ganz nah, das Gesicht: pechschwarzes, zu dünnen Zöpfen geflochtenes Haar, eine dunkelbraune Stirn, auf der ein silbernes Amulett schaukelt. Zwei schwarze Augen, zwischen ihnen der Ansatz der Nase, halb verdeckt von Kettchen aus Muschelschalen, die leise klappern. Verborgen, wie die Nase, auch der Mund hinter rot und blau geflochtenen Bändern.

Aber die Augen, die Augen! Es sind die Augen einer Mutter.

Befreit ließ Elibaal sich zurückfallen, in die Arme, die ihn weich umfingen. Wie gut das tat! Tief sog er die Luft ein, roch Wüstenluft, ein Hauch von Thymian darin, doch stärker der von schwelendem Kamelmistfeuer. War er daheim?

Jetzt sprach die Fremde, langsam und betont deutlich jede Silbe formend. Und er verstand das eine oder andere Wort. Beglückt öffnete er die Lider und sah in die dunklen Augen. Ihr Mund war nicht zu sehen, doch er sprach, redete gut zu, sang von Geborgenheit.

„Wo bin ich?“ Elibaal erschrak über die eigene Stimme. Wie rauh sie klang, wie zerbröckelt und weit weg. Doch die

Frau hatte verstanden und gab Auskunft. Angestrengt hörte Elibaal zu, was sie erzählte.

„Du bist hier im Hause Schephers, des Amalekiters. Dein Vater übergab dich uns am Brunnen von Beerschewa.“ Sie strich ihm zart über die Stirn. „Du warst so erschöpft, daß wir fürchteten, du würdest uns sterben. Und dein Vater war sehr besorgt um dich. Doch er mußte weiter, weil die Häscher ihm auf den Fersen waren.“¹

Er glaubte, hinter dem Zierrat ein Lächeln zu erkennen, als sie sagte: „Du brauchst dir keine Sorgen zu machen, dein Vater floh in die Wüste, wo sie ihn nie finden werden. Und auch dich werden sie nicht ergreifen. Wenn sie uns fragen, werden wir dich als einen Bruderssohn ausgeben.“

Sie hob die Schale mit herb duftender Ziegenmilch an seinen Mund, er trank mit Behagen und hörte dabei zu, was sie weiter berichtete: „Wenn alles überstanden ist, will dein Vater wieder zu uns kommen und dich holen. Er hat es Schepher fest versprochen.“ Er wollte hoch, ihr danken, doch sie drückte ihn wieder nieder. „Schlaf dich gesund, kleiner Elibaal, hier bei uns bist du sicher. Wir Amalekiter sind seit den Tagen des Mose erbitterte Feinde der Kinder Israel.“²

Tags darauf hatte Elibaal ihr erklären wollen, daß der Alte nicht sein Vater sei, doch nachdem er darüber nachgedacht hatte, war ihm klar geworden, daß er damit Elia der Lüge bezichtigt hätte. Er begriff auch, daß Elia ihn nur deshalb als Sohn ausgegeben hatte, damit es ihm bei den Amalekitern wohlergehe.

Bei der sorgsamen Pflege, die ihm zuteil wurde, erholte sich Elibaal rasch. Bald konnte er sich erheben und in seiner näheren Umgebung umsehen. So vieles war hier anders als daheim in Zarpath. Auch mit dem Leben in Schomron oder Megiddo hatte das Dasein der Wanderhirten nichts gemein.

Schon wenige Tage später ließ Schepher die Zelte abbrechen und alle Habe auf die Kamele und Esel laden. Für Elibaal war dies alles neu und weckte seine Neugier: die wandernde Sippe und die in Staubwolken gehüllten Herden, das Geläut der Glöckchen, die am Hals der Kamele schep-

perten. Das Gebell der Hunde, die um die Ziegenherde sprangen, die Schafe zusammentrieben und die Hirten vor Schakalen warnten. Und dann die Söhne Schephers: sechs starke Jungen. Die vier älteren waren Elibaal an Jahren voraus, als Männer erschienen sie ihm, wie sie da, mit Schleudern und Bogen bewaffnet, den Zug begleiteten.

Aufregend war es, wenn Schepher an einem Brunnen Halt gebot, die Plätze wies, wo man die Zelte errichten sollte – ein heilloses Durcheinander, das trotz allem einem festen Plan gehorchte, der sich in Jahrtausenden des Wanderlebens herausgebildet und bewährt hatte. Mit großen Augen sah Elibaal zu, wie Orpa, Schephers Hauptfrau, rötliche Tonfiguren auspackte und in Schephers Zelt auf einem flachen Stein aufbaute. Als sie das Staunen des Jungen bemerkte, sagte sie flüsternd: „Unsere Theraphim!“³ Elibaal spürte, daß es nicht gut wäre, weiterzufragen. Er wußte ja auch so genug: Hausgötter waren das, tönerner Götzenbilder, zu denen man Zuflucht nahm in Freud und Leid. Unauffällig beobachtete er, wie Orpa den Theraphim allmorgendlich Brot und Milch vorsetzte und, wenn die Sonne am höchsten stand, wieder abräumte.

Die Worte des Meisters fielen ihm ein, daß wir Menschen dazu neigen, uns unsere Götter selbst zu machen, aus Erz oder Stein wie daheim in Zarpath, oder aus Lehm, wie hier im Zelte Schephers. Bilder nach unserem eigenen Bild –

Nur einer war anders: Jahwe, der Ichbin.

12 „... schemonah ... tischah ... mea ...“, acht, neun, hundert! Wie ein Schlafwandler zog er dahin, zählte jeden Schritt. Wieder waren hundert voll. Das wievielte Hundert? Er wußte es nicht, zählte ja nicht, um zu wissen, welche Strecke er zurückgelegt hatte. Er zählt nur, um nicht im Gehen einzuschlafen.

„... ächad ... schenajim ... schelisch ...“, eins, zwei, drei – und immer so weiter bis hundert und nochmals hundert

und abermals hundert. „... asarah“, zehn! So abrupt, daß er fast gestürzt wäre, war er stehengeblieben. Ein dunkler Streifen dort vorn? Gebüsch, nur Gebüsch konnte das sein. Und wo Gebüsch wucherte, da mußte es auch Wasser geben. Vielleicht keinen Brunnen oder Quell, doch zumindest eine feuchte Senke, in der man graben konnte, um auf Wasser zu stoßen.

Wasser! Und Schatten! Dort vorn, noch vor der Düne. Und ebenso unvermittelt, wie er angehalten hatte, nahm Elia seinen Marsch wieder auf. Doch jetzt zählte er nicht mehr die Schritte, das Ziel da vorn hielt ihn jetzt wach.

Ein paar spärliche Grashalme, dann die ersten kümmerlichen Büsche. Sperriges, kahles Geäst, blattlos und doch grün. Und graugrüne Schoten, noch unreif, wohl kaum genießbar: Ginster, anspruchsloser Ginster, der im kargen Sand gedeiht. Doch ganz ohne Wasser kann auch er nicht leben.¹ Ein Stück weiter die Senke, dunkler dort der Boden, blankgescheuert von dem feinen Sand, den der Wind über die feuchtere Unterlage wehte. Zarte Bodenwellen wie winzige Dünen und weiter links eine von Trockenrissen aufgenetzte Fläche. Hier hat einmal Wasser gestanden, nach einem Platzregen, vielleicht nur eine Handbreit Wasser, ist längst verdunstet und verflogen, gut fingerbreite Risse klaffen jetzt, zerteilen die Fläche wie ein grobmaschiges Netz.

Schon war Elia niedergekniet und grub mit beiden Händen. Pulverfeiner grauer Sand, der durch die Finger rinnt. Doch wurde er jetzt nicht lehmig, ja ein wenig feucht? Der Alte grub mit neuem Eifer, warf jetzt mit beiden Händen Lehmklumpen hinter sich. Der Sand klebte nun und ließ sich ballen. Und da: Wasser! Eine trübe, graugelbe Feuchte, die aus den Seiten der Grube heraussickerte, doch endlich genug, um mit der hohlen Hand davon zu schöpfen. Es schmeckte schal und faulig, doch es war Wasser.

Lang ausgestreckt lag Elia vor dem Loch, das er gegraben hatte, hielt beide Hände in die Mulde und sah zu, wie langsam, wie unendlich langsam das Wasser in die hohlen Hände rann und sie füllte. Vorsichtig hob er sie zum Mund und

schlürfte, schluckte. Endlich war der Durst gestillt. Erst jetzt fühlte der Alte, wie heiß ihm die Sonne in den Nacken stach. Schatten! Dort bei den Büschen war er zu finden.

Als er erwachte, war es tiefe Nacht. Unter dem hellen Licht der Sterne lag die Wüste wie ein weit gebreitetes Tuch aus gebleichtem Leinen. Die Luft war so klar, daß Elia die Sterne bis herab zum Horizont erkennen konnte.

Kein Laut kam aus der Nacht, auch der Wind war schlafen gegangen. Elia fröstelte, es war kühl geworden. Doch frieren ließ ihn auch die Einsamkeit, die auf ihn fiel: Dort oben tausend und abertausend Sterne, zum Greifen nah und doch unerreichbar fern. Ringsum nur Nacht und Schweigen, kein Mensch und kein Gott –

Er mußte wohl, kaum daß er sich wieder niedergelegt hatte, erneut eingeschlafen sein. Die Sonne weckte ihn und die Hitze. Mühsam erhob er sich und wankte zu dem Wasserloch. Leer! Trocken und hart klaffte die Grube, und auch als er die hartgetrocknete Kruste weggebrochen und den Boden freigekratzt hatte, rann keine Feuchtigkeit aus dem Grund.

Er biß die Zähne zusammen. Du Narr! Das hättest du doch voraussehen und die Grube wieder mit Sand auffüllen müssen, damit sie dir nicht austrocknet! Zu spät jetzt, sich den Bart zu raufen. Zu spät.

Er grub ein paar Schritte daneben, vergebens. Auch dort hinten bei den Büschen fand sich nichts. Und die Sonne stieg höher und höher...

Er taumelte zu dem Gebüsch, unter einem Ginster schob er sich in den Schatten. Sand knirschte ihm zwischen den Zähnen, der Nacken brannte, die Zunge lag geschwollen im Mund. Es war jetzt alles aus. Da war nur die erbarmungslose Wüste. Und sie wird kommen, ganz leise und ganz zart, und dich zudecken mit feinem weißen Sand.

Elia stöhnte auf, in bitterer Verzweiflung, dann aber rasend vor Zorn: „Es ist genug, Herr, so nimm nun meine Seele!“ Ja, es ist genug, übergenug, nicht länger zu ertragen: stets auf der Flucht, verfolgt und gejagt von allen, die mir nach dem Leben trachten. Und warum? Nur weil ich deinen Namen großmachen wollte, Jahwe Zebaoth! Weil ich dich

bekannt habe vor Königen und Fürsten, weil ich dir mehr gehorcht habe als den Menschen.

Nun bin ich am Ende. Doch – was wird aus dem Knaben? Der folgte mir nach, weil er dich suchte, Jahwe. Durch ganz Israel lief er mir nach, war mein Diener und Geselle. Weil er mir sonst gestorben wäre, ließ ich ihn bei diesem Amalekiter in Beerschewa. War es richtig? Vertraute ich dem Amalekiter zu leichtgläubig? Was, wenn er ihn als Sklaven verkauft? Ein Sklave in diesem Alter bringt viel Silber ein!

Mit beiden Fäusten trommelte Elia auf den Sand. Ich bin schuld, wenn der Knabe umkommt. Nein, nicht ich, du, Gott! Du allein bist schuld, daß all die Not über diesen unschuldigen Knaben gekommen ist. Und über mich! Du, Jahwe, du allein bist schuld!

Er kann nicht mehr schreien, schelten und toben. Die Zunge schmerzt von den Rissen, die der Durst in sie hineingeschnitten hat. Durst, Hunger, Angst vor Isebels Schergen, nun noch die Sorge um den Jungen. Seine Mutter, die Witwe in Zarpath, wird vergebens auf seine Rückkehr warten. Und du bist schuld, Jahwe!

Und wieder die Kälte einer sternklaren Nacht, unruhiger Schlaf und wirre Träume. Ein neuer Morgen, und die Sonne weckt mich auf mit ihrer Glut. Ich lebe, lebe noch immer? Der Herr hat mich nicht erhört, hat kein Erbarmen mit mir, läßt mich nicht sterben?

Elia liegt mit geschlossenen Augen. Fahrig tastet seine Hand über den Sandboden. Etwas Festes? Fühlt sich an wie ein irdener Krug. Das kann doch nicht sein...

Wie zugeklebt sind die Lider. Nur mit Mühe bekommt er sie auf, kann endlich sehen. Ein wenig Schatten hier unter dem Ginster. Und da, da steht ein Krug? Ein Krug. Auf allen Vieren schiebt Elia sich hin und kann jetzt in die Öffnung sehen: Wasser! Wie schwer der Krug ist. Bis hinauf zum Rand steht Wasser. Stand! Schon hat Elia eine Handbreit getrunken, die Zunge gekühlt, unter Schmerzen geschluckt. Wie? Lag das Brot vorhin schon da? Warum nur war es mir nicht aufgefallen? Frisch ist es, ganz frisch und knusprig, als sei es eben erst gebacken.

Wer buk es und brachte es her? Wer trug den schweren Wasserkrug hierher? Kein Zelt in dieser Gegend, kein Mensch, überhaupt kein Lebewesen. Nur Sand, Dünen, Himmel und Sonne, nun ja, und die paar sperrigen Ginsterbüsche.

Ob dieser Amalekiter...? Diese Menschen kennen sich in der Wüste aus, haben seit Jahrhunderten vor den Nachstellungen Israels Zuflucht in ihr gefunden.² Ob er oder einer seines Stammes...? Doch da sind keine Spuren im Sand, keine Spuren. Aber wie sollten sie auch? Siehst du nicht, wie der Wind den Sand verweht? Da, schon kann man nicht mehr erkennen, wo du selbst gelegen hast. Auch der runde Eindruck, den der Krug hinterließ, ist schon zugeweht.

Elia kroch zurück in den Schatten, trank und aß. Doch seine Gedanken liefen eigene Wege. Ob Jahwe...?

„Steh auf und iß! Du hast einen weiten Weg vor dir.“

Die Stimme! Diese Stimme, die ich kenne, nur zu gut kenne. So raunte der Herr zu mir, damals, als er mich aus Thisbe rief, in Zarpath dann und auf dem Karmel. Jahwe raunt, der Ichbin, der Ichwerdesein.

Fort ist die Müdigkeit, dahin die Erschöpfung. Der Verlassene ist wieder in Gesellschaft, der Einsame ist nicht mehr allein. Und er stand auf und ging.³

13 Du hast einen weiten Weg vor dir.

Es war ein weiter Weg. Wenn Elia nur gewußt hätte, wie weit! Und wohin er führte. Doch davon hatte der Unsichtbare nichts gesagt, nur: Steh auf und iß! Du hast einen weiten Weg vor dir.

Wohin? Wohin? Frage nicht, Mann, folge blind der Richtung, in die der Herr deine Füße lenkt. So ist das eben, wenn einer glaubt. Er wird geführt, ob es ihm gefällt oder nicht. Er weiß nicht einmal das Ziel, spürt nur die Hand, die seinen Willen in die Bahn zwingt.

Nach Süden, immer nur nach Süden. Warum? Wohin

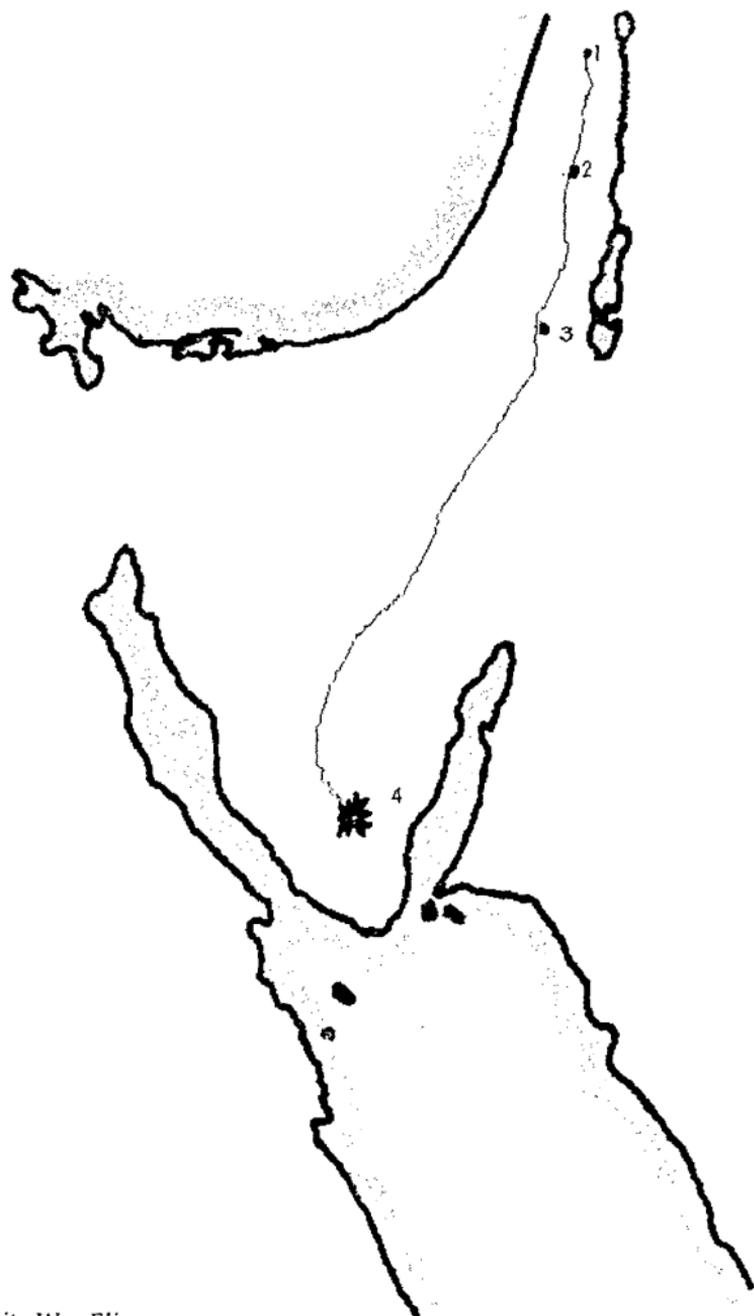
dort? Frag nicht, geh! Er – du kennst ihn ja – weiß das Ziel. Laß es damit gut sein, mehr erfährst du nicht. Jedenfalls nicht jetzt, nicht gleich, vielleicht später, nachher.

Und er ging, ging und ging. Meist bei Nacht, weil ihn da die Sonne nicht stach, die Hitze ihn nicht dörnte. Über Geröllhalden ging er und endlose Dünen. Seltsam, wie wenig Nahrung der Mensch braucht. Ein paar eßbare Wurzeln, vom Strauch gelesene Wildfrüchte, eine Eidechse oder auch Grillen, einmal, als der Hunger am größten war, eine Gazelle, die sich beide Vorderläufe gebrochen hatte und vor ihm nicht fliehen konnte. Es war wie ein Wunder gewesen, als er sie da vor sich liegen sah.

Wie gut, daß er Messer und Flintstein bei sich hatte. Er hatte die Gazelle getötet und ausgeweidet, mit dem Messer auf dem Flintstein Funken geschlagen. Gewiß, es hatte eine Weile gedauert, bis der Zunder, den er aus dem Bast eines abgestorbenen Ginsterbusches bereitet hatte, zu glimmen begann. Doch dann, als das Feuer lichterloh brannte, war es ein Festtag geworden.

Was übrig geblieben war, hatte Elia gebraten und als Vorrat mitgenommen. Er ahnte, daß er noch lange nicht am Ziel war. Hier und da stieß er auf einen Brunnen oder ein Wasserloch, zu dem ihn die Fährten der wilden Tiere führten, manchmal auch Spuren, die wandernde Hirten hinterlassen hatten. Und als die Landschaft immer karger, immer zerrissener und immer einsamer wurde, hatte er auch dann noch gerade zur rechten Zeit Wasser gefunden. Er wußte, wo man graben mußte, um in der Tiefe vielleicht doch noch auf Feuchte zu stoßen: Dort, wo das Tal einen Knick machte, unter der steil aufragenden Felswand des Prallhangs, räumte er das Geröll weg. Manchmal war auch diese Mühe vergebens, ein andermal aber fand sich in der Tiefe ein wenig Wasser, das für einen Mann ausreichte.

Endlich, nach drei Tagen, verhiß ihm in einer tief eingeschnittenen Schlucht ein Dutzend Palmen Erfrischung. Unter einer frischgrünen Schirmakazie brach ein heller Quell aus dem Geröll, wand sich zwischen Blöcken und herabgestürzten Felsen hin, um dann, nur zwanzig Schritte weiter,



Der weite Weg Elias

- 1 Schomron
- 2 Jerusalajim
- 3 Beerschewa
- 4 Horeb

wieder zu versickern. Doch das reichte aus, den Palmen und einigen anderen Gewächsen Leben zu spenden.

Am zweiten Tag fühlte sich Elia stark genug, eine der Palmen zu ersteigen und sich Datteln zu pflücken. Auch das schien ihm ein Wunder: daß er hier Nahrung fand! Kamen so selten Menschen an diesen einsamen Ort?

Am liebsten wäre er hier länger geblieben, da auch verschiedene Tiere sich abends an der Quelle einfanden. Doch da meldete sich wieder die Stimme, die ihn antrieb: „Du hast nun gegessen und getrunken. Steh auf und geh!“

Kalt waren die Nächte in dieser Höhe, so daß Elia es jetzt vorzog, lieber am Tage zu wandern und nur über Mittag im Schatten zu ruhen. Des Nachts aber suchte er Schutz in Höhlen oder deckte sich mit dem vom Tage noch warmen Sand bis an den Hals zu.

Unversehens öffnete sich die Klamm, die er eben durchmaß, zu einem breiten, fast ebenen Tal. Nach rechts lief es weit aus, um sich erst in einiger Entfernung keilförmig zu verengen. Links voraus erhob sich ein mächtiges Felsmassiv, doch davor erstreckte sich zur Linken ein fast gerades, leicht ansteigendes Tal, in dem ein jetzt trockenliegendes Bachbett herabkam.

Unwillkürlich war Elia stehengeblieben. Eine Ahnung stieg in ihm auf: der heilige Berg, von dem die Thora¹ erzählte! „Der Horeb!“ Er hatte den Namen nur geflüstert, unsicher noch, doch während er ihn aussprach, war er sich schon beinahe sicher: Jahwe hatte ihn zum Berg des Gesetzes geführt, zum Horeb, auf dem Mose die Gebote empfangen hatte.² Wie lange war das nun her? Vierhundert Jahre etwa?

Da vorn, in diesem ebenen Gefilde, mochte damals das Volk gelagert haben. Dann war es jene Terrasse dort, wo Aaron, als Mose zu lange ausblieb, dem Willen des Volkes nachgab und den goldenen Stier aufstellte. Da drüben hatten sie dem Stier geopfert und um das Standbild getanzt und ihm das Danklied gesungen.³

Elia ballte die Fäuste. Dies undankbare Volk! Da hatte der Herr sie aus dem Knechtshaus Ägypten herausgeführt, sie durch das Schilfmeer geleitet und ihre Verfolger ertränkt.

Sie aber murrten gegen ihn, tanzten hier gar um das goldene Stierbild. Abgefallen waren sie vom Herrn, weil sie seiner Verheißung nicht trauten.

Hatte sich ein Schatten über den Berg gelegt? Nein, unbarmherzig hell brannte noch immer die Sonne auf die Felsen herab. Aber ihm selbst, dem Seher Elia, legte es sich wie eine Wolke auf die Seele: *Wie meinst du: Sie murrten gegen den Herrn? He, wie steht es denn mit dir selber, du Mann Gottes? Da hat der Herr dich auserwählt und dich zu Großen und Königen gesandt. Sein Wort hat er dir in deinen Mund gelegt und dich wie durch einen Spalt im Vorhang der Zeit in die Zukunft blicken lassen. Den Sieg über viele Hundert Baalspriester hat er dir verschafft, dort auf dem Karmel. Und du? Verlierst den Mut, weil dir Isebel droht! Du fliehst durch die Nacht und rennst um dein Leben, durch ganz Israel, durch Juda und das Mittagsland. Stehst jetzt am Berge Horeb und – richtest andere!*

Du schiltst das Volk, das – vor vierhundert Jahren – hier um den Goldstier tanzte. Siehst du denn nicht, wie du um dein teures Leben rennst? Du verachtetest jene wegen ihres Unglaubens. Und du richtest dich selbst, indem du sie verurteilst!

Ja, schilt sie! Fluche ihnen! Verdamme sie! Doch mit jedem Wort triffst du dich selbst, Elia.

Plötzlich konnte er sehen, wie er um sein Leben rannte, hier das Tal heraufkam, über die Ebene lief, hinüber zu dem Volk, das drüben auf der Terrasse um das Stierbild tanzte. Wie er sich einreichte in das Singen, Tanzen und Wogen.

Er war niedergesunken in die Knie und hatte den Mantel vor die Augen gezogen. Nur nicht sich selber sehen! Den eigenen Unglauben erkennen, bekennen? Nein, das war zuviel, das war nicht zu ertragen, ging über eines Menschen Kraft.

Wie? War das wieder die Stimme? „Steh auf und geh! Steh auf und geh!“ Die Stimme! Die Stimme des Herrn. Der Herr! Er sprach, er spricht, noch immer. Und das ist gut, ist besser als der Trost von Menschen. Der Herr spricht. Ein Raunen aus dem Irgendwoher, kein Wort klar zu verstehen,

doch es ist seine Stimme. Der Herr hat mich nicht verlassen, noch nicht. Er spricht. Zu mir.

Langsam stand Elia auf und blickte sich um. Wohin nun? Aus dem Tal da links kam der ausgetrocknete Bach herab. Vielleicht gab es weiter oben eine Quelle?

Elia war noch nicht weit gegangen, da stieß er auf einen Trampelpfad. Menschen in dieser Einöde? Dort drüben, hinter einer Geröllhalde, die Dächer von Zelten. Wanderhirten lagerten dort. Elia wollte ihnen jetzt nicht begegnen. Rüstig schritt er weiter durch das Tal, das ihm seltsam vertraut schien. Er war noch nie hier gewesen, doch es kam ihm vor, als kenne er sich hier aus. Und er wußte, was ihm diese Landschaft so vertraut machte: die Schrift! Die von den Vätern aufgezeichnete heilige Schrift mit den Berichten über den Zug der Stämme durch die Wüste, die vierzig Jahre, die sie hier lebten, zerrissen zwischen Glauben und Murren.

Hier in diesem Tal hatte Mose den brennenden Busch erblickt, war hingelaufen, um zu sehen, wie es kam, daß er brannte, ohne zu verbrennen. Hier hatte er die Stimme gehört: „Ziehe deine Schuhe aus, denn der Ort, auf dem du stehst, ist heilig!“ War es jenes Gebüsch dort vorn, wo der Unsichtbare zu Mose sprach? War es dieses rechts aufragende Felsmassiv, von dem herab seine Stimme redete?⁴

Ein ungefügter Steinwall, aus rohen Blöcken aufgesetzt, fast rund, darinnen ein Schacht. Elia trat heran, beugte sich über die Brüstung und blickte in die Tiefe. Sein Spiegelbild vor dem blaustrahlenden Himmel, umrahmt vom Rand des Brunnens. Er nahm seinen Ziegenbalg und band ihn an den groben Strick, der festgebunden vor der Steinbrüstung lag. Er sah dem Schlauch nach, wie er in die Tiefe glitt, aufs Wasser aufschlug, wie sich ringförmig Wellen ausbreiteten, über den Wasserspiegel liefen, sein eigenes Bild schwanken ließen und zum Zerrbild machten.

Mit einem Ruck richtete er sich auf, zog den vollgelaufenen Schlauch herauf, trank sich satt, füllte ihn dann nach, warf ihn über die Schulter und machte sich wieder auf den Weg. Ihm war, als liefe er vor sich selbst davon.

Wieder ein Trampelpfad? Also trieben Wanderhirten gelegentlich ihre Herden hier herauf. Doch jetzt war kein Leben weit und breit, keine schwarzen Ziegen, keine grauge-wolkten Schafe, keine heiser kläffenden Hunde, keine Menschenseele.

Eine Höhle dort zur Seite. Sie verhiß Schatten und Küh-le, also bog er vom Pfad ab und trat dort ein. Er packte sei-nen Marschvorrat aus und nickte zufrieden. Das in Streifen geschnittene und an der Luft getrocknete Fleisch der Gazel-le mochte noch für zwei oder gar drei Tage reichen. Danach würde man sehen, nein, der Herr würde sorgen! Merkwür-dig, daß er sich jetzt so sicher war, daß der Ichbin für ihn sorgte. Aber hatte der nicht die ganze Zeit über für ihn ge-sorgt? Elia steifte seinen Nacken. Der Herr hat mich bis hierher geführt, er hat mich stets zur rechten Zeit mit allem versorgt, was ich brauche. Vor allem aber: Er spricht zu mir! Immer gerade dann, wenn ich am Ende bin. „Er hat noch etwas mit mir vor!“

Elia erschrak, da er laut gesprochen hatte. Doch nun flog ein Lächeln über sein Gesicht. Ja, so war es: Der Herr hatte ihn geführt und umsorgt, weil er mit ihm etwas Besonderes vorhatte, ihn noch gebrauchen wollte. So war das, so ein-fach.

Beglückt hatte er sich dem Schlaf hingegeben. Als er aus Tiefen des Vergessens wieder emportauchte, stand vor dem Höhleneingang heller Tag. War es noch Tag? Oder schon wieder? Während er noch darüber nachdachte, war da wie-der das leise Raunen, ganz verhalten, fast nur ein Wispern: „Was machst du hier, Elia? Was machst du hier?“

Ja, was mache ich hier? Bitterkeit im Munde, Zorn im Herzen, Zorn auf mich selbst. Was ich hier mache, fragst du, Herr? Du weißt es doch, weißt es viel besser als ich selber. Feige geflohen bin ich, weil deine Feinde, Herr, mir zu mächtig wurden.

Er hörte seine Zähne knirschen. Warum fragst du, Herr? Warum quälst du mich? Ja doch, ich habe versagt, zu wenig geglaubt, zu wenig vertraut. Doch sage selbst: Oft habe ich widerstanden, selbst wenn hundert um mich fielen. Aber

versteh doch: Ich bin nur ein Mensch und kein Gott. Warum verlangst du von mir, daß ich gegen tausend stehe?

Er lauschte mit geneigtem Kopf. Nichts. Keine Antwort auf sein Fragen. Er schweigt, der Ichbin.

Nun, dann eben nicht! Wie du willst, Herr. Du behältst ja am Ende doch immer recht. Weil du Gott bist und ich nur ein Mensch. Ein Mensch, und was ist der schon gemessen an dir?

„Nur ein Mensch.“ Ganz langsam, betont und jedes Wort für sich, hat es Elia ausgesprochen. Und keine Antwort erwartet. Darum schrickt er auf, als da – aus der Höhlenwand oder aus der Tiefe? – das Raunen kommt: „Tritt hinaus! Siehe, der Herr wird vorübergehen.“

Blendende Helle! Die Augen, dem Dämmerlicht der Höhle angepaßt, müssen sich erst an das Licht gewöhnen. Langsam weitet sich der Blick: Steilragende Wände, zerschürfte Grate, schroffe Gipfel. Dazwischen steile Abbrüche und schwarzdunkle Täler. Und hier, in dieser wüsten Einöde, will der Herr an mir vorübergehen? Sonderbar sind deine Wege, Herr. Du wandelst nicht durch die Paläste der Könige, speist nicht an den Tafeln der Reichen, du bist hier, wo keiner dich vermutet.

Ein Brausen aus der Höhe, Sturm orgelt auf den Gipfeln. Rötlicher Staub wirbelt auf, nimmt dir den Atem. Halte dich fest, Mann, sonst weht es dich um! Jetzt ist es vorbei, verweht, verwirbelt, vergangen.

War das – der Herr?

Elia läßt den Felsen los, an den er sich geklammert hat. Sein Blick geht ins Leere. Seltsam, wie sicher Elia ist: Das war nicht der Herr. Nein, er war nicht im Sturmestosen.

Die Erde grollt und erzittert. Ein neuer Stoß, heftiger noch. Irgend etwas zerreißt im Innern des Berges. Der Boden bockt wie ein störrischer Esel. Mit weit gespreizten Beinen steht Elia und sucht die Stöße abzufedern. Aber da ist keine Stimme, das ist nicht der Herr.

Feuer loht vom Himmel. Die Sonne scheint zu bersten, wabert als riesengroße Fackel über das Firmament. Am Anfang sprach der Herr: Es werde Licht! Spricht er jetzt wieder

so? Will er, daß alles zu Licht werde? Daß sich das All in Licht auflöse? Und der Einsame am Eingang der Höhle steht und lauscht. Es lodert, flammt und glutet, aber keine Stimme, die spricht: Ich bin.

Wie Ewigkeit tropft Zeit dahin. Still ist es jetzt, ganz still. Doch horch, Elia! Ist da nicht ein leises Atmen? Ein Hauch, ein leises, stilles, sanftes Wehen –

Die Ruach Jahwe!⁵ Der Geist des Herrn. Hier ist ER, der Ichbin. Elia fühlt, wie tief in seinem Innern etwas aufbricht. Schlag dir den Mantel vors Gesicht! Weißt du nicht, daß stirbt, wer Gott von Angesicht zu Angesicht begegnet?

Und Elia hebt den Mantel vor die Augen, tritt langsam vor, Schritt für Schritt, steht jetzt draußen, im Freien, ungeschützt, steht vor dem Herrn.

Da ist sie, die Stimme. Fern und doch so nah, leise, doch sie dringt durch Leib und Seele. Und sie spricht zu dir, zu dir allein. Was sie dir sagt? Hör hin, Elia, hör hin! Von Damaschäq spricht sie, der großen Stadt in Aram. Erschrick nicht, weil der Weg dahin so weit ist. Verzage nicht, weil du vor Könige und Große treten sollst. Verliere nicht den Mut, du Mann aus Thisbe, weil du Könige stürzen und Könige einsetzen sollst.

Du kannst es nicht fassen? Es ist auch nicht zu fassen. Da bist du geflohen, vor Isebel und vor deinem Auftrag, bist durch die Nächte gelaufen bis hierher zum Horeb. Geflohen vor Isebels Häschern? Nein, dem Herren wolltest du entgehen! So, und jetzt weißt du: Es gibt kein Entrinnen vor ihm. Lauf bis ans Ende der Erde, flieh bis ans äußerste Meer. Und du läufst immer nur wieder ihm in die Hände. Jahwe Zebaoth.

Jetzt weißt du es: Er gibt dir keine Ruhe, er läßt dich nicht entkommen. Da hast du es, er schickt dich wieder in den Streit. Ein neuer Auftrag wird dir erteilt.

Die Stimme ist verklungen, das leise Wehen ist dahin.

Da schlug Elia den Mantel zurück und hob sein Angesicht. Vor ihm lag die Weite des Gebirges, Woge hinter Woge, ein versteinertes Meer. Keine Bewegung darin, kein Laut, kein Leben. Doch der Herr war darübergangen, der

Ichbin. Und er hatte gesprochen. Nicht im Sturm, auch nicht im Beben oder im Feuer. In einem leisen, zarten Wehen. Und Elia hatte ihn gespürt, den Geist des Herrn, der weht, wo er will, die Ruach Jahwe –⁶

14 Anfangs hatte Elibaal die Tage noch gezählt. Doch irgendwann hat er es aufgegeben, ganz einfach, weil ein Tag dem andern glich, nichts Ungewöhnliches geschah und die Zeit so gemächlich dahinfloß wie ein breiter Strom, dessen Ufer du nicht sehen kannst.

War der Amalekiter Schepher zuerst südwärts gezogen, so hatte er sich später nach Osten gewandt. Jetzt hatten sie die eintönige Steppe hinter sich gelassen, immer öfter unterbrachen Felsrippen die Sandwellen, schlossen sich dann zu einem unübersichtlichen Gewirr bleicher Gesteinstrümer zusammen und türmten sich schließlich zu einem zerrissenen Gebirge auf.

Elibaal erinnerte sich gut an den Tag, da er zum letzten Mal von einer Klippe aus auf die durchwanderte Dünenlandschaft zurückgeblickt hatte. Leer und lebensfeindlich dehnten sich die Sandwellen nach Westen hin. Irgendwo dort hinter dem Sandmeer lag, wie Schepher versicherte, das Wunderland Mizraim. „Kein Raum für uns Wanderhirten, mein Junge. Dort am Nil ist jedes Stück Acker, jede Hecke und jeder Graben genau vermessen und zugeteilt.“ Eine verächtliche Handbewegung des Amalekiters. „In Mizraim ist nur Raum für Ackerbauern, die in festen Häusern wohnen.“

Elibaal hatte fragen wollen, warum Schepher das harte Leben des Wanderhirten dem eines Bauern vorzog, doch er hatte die Frage unterdrückt, weil er fühlte, daß Schephers Stolz der Schutzwall war, hinter dem sich der ruhelose Nomade gegen die Versuchung der Seßhaftigkeit verschanzte. Ja, stolz war Schepher, stolz auf eine von ihm gepriesene Freiheit und die scheinbare Grenzenlosigkeit seines Herum-

ziehens, stolz aber vor allem auf seine selbstauferlegte Anspruchslosigkeit.

„Ackerland? Haus und Hof? Fesseln wären das für mich, hielten sie mich doch an einen festen Ort gebunden.“ Schepher hatte die Arme ausgebreitet. „Frei will ich sein, frei und ungebunden! Die Steppe und die Wanderdünen sind mein, die Hügelwellen und das Felsgebirge gehören mir. Mich engen keine Grenzen, keine Gräben, Mauern oder Zäune. Ich ziehe, wie die Wolken ziehen, bin heute hier und morgen dort. Kein Pharao, der von mir Steuern fordert, kein König, der meine Söhne als Söldner nimmt.“

Schephers Söhne hatten, als der Vater so daherredete, stolz die Nacken gesteiht, und Elibaal hatte bewundernd zu diesem Manne aufgeblickt. Das waren noch richtige Kerle, keines Herren Knechte, selber Fürsten der freien Weite! Ein wenig neidisch sah Elibaal auf Schephers Söhne. Wie eng war doch das Leben in Zarpath gewesen, wie kleinlich das Sorgen um den kommenden Tag. Hier dagegen, unter dem weiten Himmel der Steppe und der Berge, wohnte die Freiheit. Hier war der Mann noch ein Mann.

Jähes Erwachen aus diesem Traum: Talal, Schephers Ältester, kam auf schäumendem Gaul dahergaloppiert. „Die B'ne Jeroham lagern am Brunnen Rotav!“ Schephers Gesicht hatte sich verdüstert, mit verkniffenem Mund hatte er sich in sein Zelt zurückgezogen, während draußen die Jungen sich um Talal drängten und wild durcheinanderredeten.

Nach und nach begriff Elibaal, was die Nachricht, die Talal gebracht hatte, für Schephers Sippe bedeutete. Die alteilige Wanderroute, an die man sich seit Menschengedenken hielt, war durchkreuzt worden, da die Sippe Jeroham ihre Herden dorthin getrieben hatte, wo seit den Tagen der Väter Schephers Weideplätze lagen.

Nur Schephers Besonnenheit war es zu verdanken, daß es nicht zum blutigen Kampf kam. Mit Mühe konnte er den Zorn der Jungen dämpfen und ein Treffen mit den Sippenführern der B'ne Jeroham vereinbaren.

Stunde um Stunde hatten die Grauköpfe beraten und wa-

ren erst nach zwei langen Verhandlungstagen zu einer Übereinkunft gekommen, über die die Jungen keineswegs glücklich waren. Diesmal sollten die von Jeroham noch am Bir Rotav lagern dürfen, sich künftig aber von dort fernhalten, da der Brunnen und sein Umland auf der angestammten Wanderstrecke der Sippe Schepher lag.

Elibaal hatte das alles den Gesprächen der jungen Männer entnommen. Kaum war die Übereinkunft mit feierlichen Eiden getroffen, hatte Schepher den Befehl zum Weitemarsch gegeben, da die Herden nach Weide und Tränke verlangten. In einem Eilmarsch hatte man die Herden am Brunnen Rotav vorbei zum Ein Yorqe'am getrieben und so das Zusammentreffen mit dem anderen Stamm vermieden. Elibaal aber hatte begriffen: Auch in der Steppe gibt es keine grenzenlose Freiheit, auch in den Bergen war der Mensch gebunden an uralte Regeln und mußte auf andere, die auch leben wollten, Rücksicht nehmen.

Elibaal wußte jetzt, was er vom Prahlen der Amalekiter zu halten hatte. Auch sie waren unfrei, angewiesen auf gutes Auskommen mit den Nachbarn, gebunden an feste Bräuche, die den Frieden sicherten.

In jener Nacht, als es beinah zum Kampf mit den B'ne Jeroham gekommen wäre, hatte Elibaal erlebt, wie die Angst durch das Lager schlich. Die Frauen, nach deren Meinung niemand fragte, hatten in den Zelten gehockt und ihre Hausgötzen angefleht, doch alles zum Guten zu wenden. Ungewollt war Elibaal Zeuge geworden, wie Orpa vor ihren Theraphim das Gesicht in den Staub drückte und verzweifelt betete: „Ihr Herren, bewahrt uns vor dem Blutvergießen! Haltet eure Hände über meinen Söhnen und laßt sie nicht durch das Schwert umkommen!“

Als sie, Stunden später, aus dem Zelt trat, trug sie nicht mehr den Muschelschmuck vor ihrem Gesicht. Elibaal hatte gerade noch gesehen, wie sie die Muscheln in einer Mörserchale zerstampfte und die Brösel als Opfer für die Theraphim in eine Grube legte, die sie zu Füßen der Tonfiguren ausgehoben hatte. Später, als der Streit beigelegt war, machte Orpa kein Hehl daraus, daß sie die friedliche Beilegung

des Streites ihren Hausgötzen zusprach. Und als Dankopfer brachte sie ihnen ihr Haupthaar dar. Elibaal hatte sich den Geruch verbrannten Haares, den er beim Eintreten in das Zelt wahrnahm, zunächst nicht zu erklären gewußt. Doch als er sah, wie fest jetzt ihr Kopftuch gebunden war, da begriff er, welches Opfer Orpa ihren Götzen gebracht hatte.

Elibaal mußte ein Lächeln unterdrücken; er wollte die Frau, die ihn so umsorgt hatte, nicht kränken. Aber was war das für ein Glaube, der sich auf selbstgeformte Tonklümpchen verließ! In Sidon hatten sie wenigstens die in Erz gegossene Riesenstatue Baals und kunstvoll aus Stein gehauene Standbilder der vielbrüstigen Aschera. Tote Gebilde, von Menschen gemacht, Nichtse, wie der Meister gesagt hatte. Und nun gar diese Hausgötzen, die Orpa aus Ton geknetet und dann an der Sonne getrocknet hatte. Sie waren drollig anzusehen, ein hübsches Spielzeug für die Kinder. Wie aber sollten sie Macht haben über die Schicksale der Menschen?

Mitleidig schüttelte Elibaal den Kopf, als er bemerkte, wie Orpa am Tage des Neumonds ihren Theraphim als Dankopfer für die Erhaltung des Friedens nicht nur Ziegenmilch und Fladenbrot, sondern auch eine fetttriefende Hammelrippe vorsetzte. Er wußte nur zu gut, daß Orpa auch mit dieser Gabe ein wirkliches Opfer brachte, da Fleisch zu den Kostbarkeiten zählte, die nur an Feiertagen genossen wurden.

Elibaal war keineswegs verwöhnt, da seine Mutter eine arme Witwe war. Und die fast dreijährige Trockenheit hatte ihn hungern gelehrt. Auch bei seinem Meister Elia war es kärglich zugegangen, weil der Alte bei seinem Wanderleben auf die Gaben frommer Verehrer angewiesen war. Nur selten hatte man sich an einer warmen Mahlzeit laben können. Doch hier bei den Wanderhirten erfuhr der Junge, welchen Preis die vielgepriesene Freiheit dieser Menschen hatte. An den Zeltstangen baumelten an schattigem Platz die feuchten Leinensäckchen, in denen der aus Ziegenmilch gewonnene Weißkäse reifte, den sie Läbnä nannten. Durch die aus schwarzer Ziegenwolle gefertigten Zelte zog stinkiger Rauch, der aus der Glut schwelenden Kamelmistes aufstieg.

Es war die Aufgabe der kleineren Mädchen, täglich den Mist der Tiere einzusammeln und dann an der Sonne zu trocknen, bis er brennbar war. Holz? Geh hin und suche Holz in der Steppe! Ein Büschel Dornengestrüpp mag sich finden, kaum ausreichend zum Anfachen eines kleinen Feuerchens. Erst der getrocknete Mist, wie Torf fest verbacken, kann die Glut hergeben, die Steine zu erhitzen, auf denen Orpa dann die Fladen bäckt.

Das dumpfe Stampfen der Mörser, in denen Orpa die Gerste zerstößt, riß Elibaal allmorgendlich aus dem Schlaf. Wie sie dann die grobe Kleie mit Wasser verrührte, Sauer Teig vom Tag zuvor dazugab und endlich den klebrigen Brei auf den Stein klatschte! Richtig, eine Prise Salz hatte sie noch dazugegeben, rotbraunes Viehsalz, mit dem sie das Herdenvieh, das danach gierte, in der Nähe der Zelte hielten.

Eine Handvoll eingelegter Oliven, ein paar getrocknete Feigen, auf denen man so lange wie nur möglich herumkaupte: das war der eintönige Speiseplan dieser freiheitstrunkenen Wanderhirten. Fleisch? Nein, zu kostbar waren die Tiere, der einzige Besitz dieser Menschen. Nur dreimal war im Laufe der Wochen, die Elibaal bei den Amalekitern verbrachte, ein Hammel geschlachtet worden, zweimal zu den Neumondsfesten und dann, als man mit denen von Jeroham den Vertrag schloß.

Bei diesem harten Leben konnte man kein Fett ansetzen. Erstaunlich, daß sich Elibaal trotzdem in so kurzer Zeit von den Strapazen der Flucht erholen konnte. Doch vielleicht war es gerade diesen kargen Lebensbedingungen zu verdanken, daß er so bald wieder zu Kräften kam. Schepher behandelte ihn wie einen seiner Söhne, und Orpa tat alles, ihm das Leben zu erleichtern.

Und doch, immer wieder dachte Elibaal an seinen Meister. Den Häschern Isebels war er gewiß entkommen, da kein Israelit sich hierher wagen durfte. Aber die Wüste, die kahlen Bergketten, diese menschenleere Einöde, in die der Meister sich geflüchtet hatte, waren sie nicht Bedrohung genug? Wer mochte hier überleben?

Kein Tag verging, an dem Elibaal nicht nach seinem Meister ausschaute. Wo immer eine Höhe Gelegenheit bot, spähte der Junge nach Süden aus, woher ja der Meister kommen mußte. Dann ein Tag, an dem ein böiger Südwest den Sand aufwirbelte und den Blick in die Ferne verwehrte. Schon bevor die Sonne ihren höchsten Stand erreichte, hatten die Hirten die Schafe und Ziegen hinab in die Schlucht getrieben, die sich zu einem breit hingestreckten Tal hinabzog. Nur erahnen konnte man im stiebenden Staub die Terrassen, in denen das Hochland zur Tiefe hin abbrach.

Talal wies auf die gelbe Staubwolke, die in der Schlucht heraufkroch. „Dort unten erstreckt sich der tiefe Graben, der sich vom Sodomsee zum Roten Meer zieht.“ Er zuckte die Schultern. „Dort unten liegen die Weidegebiete anderer Stämme, mit denen wir nicht verwandt sind.“ „Es gäbe Streit, wenn wir unsere Herden weiter hinabtrieben?“ Talal öffnete den Mund, wollte antworten, schloß ihn aber wieder und hob die Hand über die Augen, um sie vor dem blendenden Streulicht zu schützen. Unwillkürlich blickte auch Elibaal in die Richtung, in die Talal spähte. Eben fegte ein Windstoß die Staubwand auseinander, ein Schatten erschien, der sich bewegte, ein Mensch.

Als ein neuer Sandwirbel den Schatten verschlang, meinte Elibaal sich getäuscht zu haben. Doch nun tauchte er wieder auf, näher, viel näher schon. Kein Zweifel mehr, dort kam ein Mensch die Schlucht herauf. Der vom Sturm gebeutelte Mantel erweckte den Eindruck, daß die Gestalt sich ständig veränderte, in die Höhe zu wachsen schien, nun wieder in sich zusammensank, um sich gleich darauf in die Breite zu dehnen.

Elibaal ballte die Fäuste, da war etwas Vertrautes, trotz dieser Trugbilder: der wiegende Gang, das um den Kopf flatternde Haar! „Der Meister!“ Er hatte, ohne es zu merken, Talals Hand ergriffen, drückte sie, so daß Talal herumfuhr. „Er ist es, wahrhaftig, er ist es!“ Doch jetzt ließ Elibaal Talals Hand fahren, stürmte los, dem Mann entgegen, der da eben um den letzten Felsgrat bog. Talal hatte nicht gleich begriffen, jetzt aber, da Elibaal vor dem Alten in die Knie

sank, erkannte auch er, wen der Sturm da das Tal heraufgewirbelt hatte.

Eben zog der im wehenden Mantel den Jungen hoch und legte den Arm um ihn. Eine Bö wirbelte Sand hoch und schleuderte ihn Talal ins Gesicht, so daß er stehenbleiben mußte, um sich die Augen klarzureiben. Als er wieder blinzeln sehen konnte, standen die beiden schon dicht vor ihm. „Elia?“ flüsterte Talal. „Ich bin es“, nickte der, „ich bin gekommen, um Elibaal abzuholen und mich bei Schepher für seine Gastfreundschaft zu bedanken.“

An diesem Abend wurde wieder ein Bökkchen geschlachtet und von Schepher eigenhändig am Spieß gebraten. „Du warst lange fort“, sagte Schepher, als sie satt auf den Strohmatte lagen. „Ich war am Berge Gottes“, erwiderte Elia, „und der weite Weg dorthin war nicht vergeblich.“ Er spürte, wie sehr die anderen nach weiterer Auskunft verlangten, winkte aber ab. „Ich habe einen neuen Auftrag.“ Und Schepher fühlte, daß es nichts mehr zu fragen gab.

In ganz anderem Ton erkundigte sich Elia: „Darf ich deine Gastfreundschaft noch für zwei oder drei Tage in Anspruch nehmen?“ „Solange du es wünschst!“ „Nur, bis ich mich von den Mühen des Weges erholt habe.“ Der Amalekiter nickte ihm zu: „Der Gott, der zu dir spricht, ist mir unbekannt. Doch du bist mein Gast, und darum achte ich ihn und das Wort, das er zu dir gesprochen hat.“

15 Blaß stand die schartig gewordene Sichel des abnehmenden Mondes vor dem sacht lichter werdenden Osthimmel. Nur das Knirschen des Sandes unter den Sandalen der beiden Wanderer durchbrach die Stille. Dem Vorangehenden reichte der Bodennebel, der im Widerschein des heraufziehenden Tages silbern schimmerte, bis zu den Schultern, über die das lange, vom Tau durchfeuchtete Haar in Wellen fiel. Der andere Wanderer war zu klein, als daß er

aus dem Nebelmeer hätte auftauchen können, nur das Lastbündel auf seinem Kopf tanzte im Takt der Schritte über den wallenden Schwaden mit.

Wortlos zogen die beiden nordwärts durch die Ebene, während es über den Höhen im Osten rasch heller wurde. Gerade als sich dem Vorangehenden ein Graben in den Weg legte, schwang sich die Sonne über die Berge und wischte die Schatten der Nacht beiseite. Der Große war vor dem Steg, der über den Graben führte, so unvermittelt stehengeblieben, daß der Kleinere fast gegen ihn gerannt wäre und Mühe hatte, die schwankende Kopflast vor dem Herabfallen zu bewahren. Mit beiden Händen packte er zu und konnte sie gerade noch vorsichtig zu Boden gleiten lassen. Fragend blickte er zu dem Großen auf, dann begriff er: der Meister betete.

Behutsam trat der Junge näher, um die Worte, die der Alte murmelte, zu verstehen.

*„Die Himmel erzählen die Ehre Gottes,
und die Feste verkündigt seiner Hände Werk.
Ein Tag sagt es dem andern,
und eine Nacht tut es kund der andern,
ohne Sprache und ohne Worte;
unhörbar ist ihre Stimme.
Ihr Schall geht aus in alle Lande
und ihr Reden bis an das Ende der Welt.“*

Jetzt sprach Elia lauter und breitete die Arme aus, als wolle er das Land segnen:

*„Er hat der Sonne ein Zelt am Himmel gemacht;
sie geht heraus wie ein Bräutigam aus seiner Kammer
und freut sich wie ein Held, zu laufen ihre Bahn.“¹*

Der Junge biß sich auf die Lippen. Wie hatte eben der Meister gebetet? Er hat der Sonne ein Zelt am Himmel gemacht! Dann ist die Sonne kein Gott. Jahwe hat sie geschaffen und ihr den Platz am Himmel zugewiesen. Baal aber – nein, er kam nicht dazu, den Gedanken zu Ende zu spinnen, da der Alte eben mit einem „Amen!“ schloß, sich wort-

los bückte, sein Bündel aufnahm und sich über den Rücken warf. Wortlos schwang sich auch Elibaal seine Last auf den Kopf und trabte seinem Meister nach. Warum der es nur so eilig hatte?

Elia zeigte nach Osten: „Siehst du die Berge, über denen die Sonne steht?“ Er wartete die Antwort nicht ab. „Das sind die Höhen von Gilboa.“ Ein Schatten flog über sein Gesicht. „Hier, wo wir jetzt gehen, hatten die Beni Israel gegen die Philister gestritten und die Schlacht verloren. Dort in jenen Bergen holten die Verfolger den flüchtenden König Saul ein. Er aber stürzte sich in sein Schwert, um nicht den Ungläubigen in die Hände zu fallen.“²

Er schien nicht zu merken, daß er nur zu sich selber sprach. „Israels Kornkammer ist diese Ebene seit alters.“ Ein bitteres Auflachen. „Gedüngt vom Schweiß der Bauern und von dem Blut erschlagener Krieger. Hier lieferten die Pharaonen den Hethitern und Assyrern blutige Schlachten. Und wer kann sagen, wieviel Blut hier noch in künftigen Tagen vergossen wird!“

Elibaal hatte kaum zugehört, da er alle Kraft aufwenden mußte, mit dem Alten Schritt zu halten. Immer dichter stieg der Nebel aus den Wiesen und Äckern, hob sich unter den wärmenden Strahlen der Sonne und deckte die feuchtriefende Ebene. Stickige Schwüle lastete über dem Land. Jetzt begriff der Junge, warum der Meister so zur Eile gedrängt hatte.

Hatte der Alte bemerkt, daß Elibaal am Ende seiner Kraft war? Er wies voraus: „Wir sind bald am Ziel, werden es erreichen, bevor die Mittagshitze das Wandern zur Hölle macht.“ Hinter einem Wall von Büschen glänzten weißgekalkte Mauern. „Jesreel!“ lachte der Alte. Olivenbäume, Feigen und Granatapfelbüsche: Schatten! Eine aus rohen Steinen lose aufgesetzte Mauer, darüber eine mit Reben bepflanzte Terrasse, rechter Hand die dunkle Öffnung einer Grotte und dicht davor eine bis zum Rand gefüllte Zisterne. Elibaal atmete auf, als er sah, daß der Meister seine Schritte dorthin lenkte, ihm jetzt hinauf auf die nächsthöhere Terrasse half und ihn in den Schatten der Grotte zog.

Erleichtert warf Elibaal seine Last ab, kniete am Rand der Zisterne nieder und trank. „Läßt du mir einen Rest übrig?“ Der Scherz des Alten freute Elibaal. Er griff nach dem Becher, den der Meister ihm herhielt, füllte ihn und reichte ihn empor. „Lau und abgestanden!“ schmolte der Alte. „Aber nach der Glut da draußen eine wahre Wohltat.“

Er ließ sich auf die Steinbank fallen. „Komm, setz dich zu mir und laß uns ausruhen, Elibaal. Später, wenn wir wieder bei Kräften sind, wollen wir in die Stadt gehen.“ Er schien zu überlegen. „Mir fällt da eben ein: War hier nicht irgendwo in der Nähe eine Quelle, die besseres Wasser als diese Zisterne spendet?“ Er legte grübelnd den Kopf auf die Seite. „Ist schon Jahre her, daß ich hier war, aber bestimmt täusche ich mich nicht, wenn ich –“ Er wandte lauschend den Kopf, hatte da nicht ein Stein geklirrt? Ein Schatten erschien vor dem Grotteingang, und jetzt zeichnet sich der Umriß eines Mannes gegen den hellen Himmel ab.

Der Unbekannte zögerte einen Augenblick, da er hier niemanden vermutet hatte, doch nun hob er grüßend die Hand: „Friede sei mit euch!“ Elia erhob sich. „Der Friede des Herrn sei auch mit dir!“ Er neigte fragend den Kopf. „Du bist der Besitzer dieses schönen Gartens?“ „So ist es, aber nehmt doch wieder Platz.“ Er musterte sie unbefangen. „Ihr habt einen weiten Weg hinter euch und seid erschöpft? Nun, seid willkommen bei Naboth, dem Jesreeliter!“

Sein Blick wanderte von dem Becher zur Zisterne. „Ihr habt hier aus der Zisterne getrunken?“ Er schüttelte sich. „Abgestandenes Regenwasser!“ Er trat in den dunklen Hintergrund der Grotte und kam mit einem Tonkrug zurück. „Geduldet euch einen Augenblick, ich hole euch frisches Quellwasser.“

Als er mit dem Krug wiederkam, bot er ihnen auch Feigen an, die er eben gepflückt hatte. „Und wenn ihr euch ein wenig erholt habt, seid ihr Gäste in meinem Haus.“

Elia deutete im Sitzen eine Verbeugung an. „Wir danken dir, Naboth, für deine Gastfreundschaft. Nun wollen wir uns aber auch vorstellen: Ich bin Elia aus Thisbe, und dieser

hier ist Elibaal aus Zarpath.“ „Ein Sidonier?“ „So ist es, ich habe ihn kennengelernt, als ich in seinem Land einen Auftrag zu erfüllen hatte.“

Elibaal sah, daß Naboth den Meister prüfend betrachtete, und erwartete die Frage, was für ein Auftrag das wohl gewesen sei, der den Thisbiter nach Zarpath geführt habe. Doch Naboth bezwang seine Neugier und sah nur zu, wie seine Gäste sich die Feigen schmecken ließen.

Elia wischte sich mit dem Zipfel seines Umhangs die Mundwinkel. „Du bist hier in Jesreel geboren und aufgewachsen?“ „Geboren und aufgewachsen wie schon meine Väter und Vorfäter.“ Eine umfassende Armbewegung. „Dieser schöne Südhang mit seinen Terrassen gehört uns seit Menschengedenken.“ Sein Blick schien die Reben zu streicheln. „Jahr für Jahr eine gute Lese!“ Eine Falte zeigte sich auf seiner Stirn. „Ausgenommen jene Dürrejahre, als der Himmel verschlossen blieb.“ Er atmete auf. „Doch diese Strafe des Herrn ist vorüber. Jetzt geben die Äcker in der Ebene wieder reiche Ernten, und was für Trauben hier reifen, nun, das siehst du ja selber.“

Elia nickte nachdenklich. „Es ist etwas Großes, das Erbe der Väter pflegen und mehren zu können. Erst jetzt sehe ich, daß in diesem Rebgarten da drüben auch deine Väter ruhen.“ Naboths Augen leuchteten auf. „Soweit die Überlieferung zurückreicht, ruhen hier, die vor mir waren. Du weißt, nach gutem, alten Brauch sorgt ein Hausherr dafür, daß noch zu seinen Lebzeiten die Grabkammer für ihn und die Seinen ausgehauen wird.“ Stolz glänzt auf seiner Stirn. „Auch für mich und mein Weib ist schon die Stätte bereitet.“

Mit großen Augen hatte Elibaal dem Gespräch der Männer zugehört. Doch jetzt, da vom Sterben die Rede war, empfand er ein Frösteln. Er kannte den Tod, hatte ihn ja schon erlebt. Erlebt? Kann einer seinen Tod erleben? Elibaal hatte erfahren, wie es geht, wenn man stirbt. Er war an der Grenze gewesen, die nur in einer Richtung zu überschreiten ist, diese Grenze, die keine Wiederkehr erlaubt. Er war dennoch zurückgekommen, zurück ins Leben. Weil da

einer war, der ihn zurückholte mit der Kraft seines unsichtbaren Gottes.

Mit Mühe unterdrückte Elibaal ein Aufschluchzen. Damals, in Zarpath, hatte der Meister ihn ins Leben zurückgeholt. Auf Zeit! Für eine Reihe von Jahren, deren Zahl niemand wußte. Und einmal wird diese Zeit abgelaufen sein. So war das nun einmal. Es gab keinen anderen Weg.

Elibaal warf einen scheuen Blick auf seinen Meister. Oder gab es vielleicht doch ein neues? Wenn Elias Gott die Kraft hatte, mich einmal ins Leben zurückzuholen, sollte es da nicht möglich sein, daß er die Macht hatte, den Tod ganz auszulöschen? Elibaal schüttelte sich, nein, das waren zu hohe Gedanken für ihn, am Ende gar vermessen? Er schrak hoch, da Naboth rief: „Niemals! Niemals gebe ich den Weinberg her!“ Elibaal war verwirrt; mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, hatte er nicht auf das Gespräch der Männer geachtet. Um was ging es denn? Warum war Naboth so erregt?

„Stell dir vor, Elia“, keuchte Naboth, „König Ahab selber suchte mich hier auf. Genau dort, wo du jetzt sitzt, saß der König.“ „Es muß ihm sehr an deinem Weinberg gelegen sein, daß er dich deswegen persönlich aufsuchte!“ meinte Elia. Naboth lachte ärgerlich. „Jedes Jahr, wenn der Winter naht, kommt der König hierher nach Jesreel. Du kennst Schomron?“ Er wartete Elias Antwort nicht ab. „Die Stadt liegt auf kahler Höhe, ungeschützt den Stürmen preisgegeben, die zur Winterzeit aus dem Norden über das Land fegen. Da ziehen es Ahab und seine Gemahlin Isebel vor, hier im abgeschirmten Winkel die rauhe Jahreszeit zu verbringen.“

„Und aus welchem Grund war Ahab diesmal schon früher hergekommen? Wollte er vielleicht seinem Verwalter auf die Finger sehen?“ Naboth zuckte die Schultern: „Ich weiß es nicht, konnte auch schlecht danach fragen, war auch viel zu überrascht, als er hier plötzlich vor mir stand.“ „Nun ja, man hat nicht alle Tage einen König zu Besuch.“ „So ist es. Nun, als ich mich gefaßt hatte, bat ich ihn, sich hier im Schatten niederzulassen, und er tat es. Er redete zunächst über dies und das, über das Wetter, die Zisterne und

meine Quelle da drüben, und ich hörte zu, wie es sich einem Gast gegenüber gehört.“ „Zumal, wenn er der König ist!“ „Gewiß doch, wer will es schon mit dem verderben!“

„Aber dann?“ „Aber dann! Du ahnst es: Als ich an nichts Böses mehr dachte, ließ Ahab die Katze aus dem Sack: Wieviel Silber ich wohl für diesen Weingarten haben wolle!“ „Er möchte ihn kaufen?“ „Um jeden Preis! Wie du siehst, liegt mein Besitz zu Füßen des königlichen Palastes. Sooft der König an eins der Südfenster tritt, blickt er über meine Weingärten.“ Naboth zog den Kopf zwischen die Schultern. „Und da ist ihm eingefallen, wie gut sich doch mein Land eigne, den königlichen Besitz abzurunden.“

„Wer viel hat, will mehr!“ schnaufte Elia. „So ist es!“ Naboth ahmte Ahabs Stimme nach: „Dein Stück Land, mein lieber Naboth, sagt mir sehr zu. Es liegt dicht unter meinem Palast und käme der königlichen Küche sehr zupafß.“ Bittersüß tröpfelten die Worte: „Mein Haushofmeister könnte hier einen Gemüsegarten anlegen lassen, so daß dann alles ganz frisch auf meine Tafel käme.“

Elia schüttelte den Kopf. „Er will deinen Weinberg zu einem Kohlgarten machen?“ „In der Tat! Und er ist so großzügig, mir dafür zum Austausch einen anderen Weinberg zu geben oder auch – wie edelmütig! – diesen Garten in purem Silber zu bezahlen.“ „Und du, was hast du ihm geantwortet?“ „Was ich antworten mußte; was wohl auch jeder andere Israelit ihm geantwortet hätte: daß mir das Erbe der Väter nicht feil ist!“

Naboths Blick wanderte über die Terrassen, die Trockenmauern, die Rebstöcke und Ölbäume, die Granatapfelhecken und die Feigen, die die Quelle umsäumten. „Dies alles haben viele Geschlechter meiner Vorfahren angelegt, hier haben sie sich geschunden und abgeplagt, hier haben sie ihren Schweiß verströmt und sich, wenn die Kühle des Abends kam, in der Grotte gelabt.“ Er hob die Stimme. „Hier haben sie sich und die Ihren zur letzten Ruhe gebettet, dort in den Felsengräbern, in den stillen Kammern.“ Ein Aufatmen. „Und hier will auch ich mich, wenn die Stunde kommt, zu meinen Vätern legen.“

Sie saßen, schwiegen und sann den Worten nach. Es war so still, daß man das leise Rieselnd der Quelle hören konnte. Elibaal wandte den Kopf und blickte zwischen den Büschen auf die Ebene hinaus. Glutheiß waberte die Luft über den kochenden Feldern. Kein Vogel ließ sich hören, das Quaken der Frösche war in der Hitze erstickt, selbst die nimmermüden Zikaden hatten ihr Schwirren eingestellt.

Ein fruchtbares Land, das reiche Ernten brachte. Doch der Preis, den der Mensch dafür bezahlte, war hoch: harte Arbeit und unerträglich feuchte Hitze zur Sommerzeit. Doch im Winter, wenn die regenprallen Wolken über die Berge jagten, ließ es sich hier leben. Wenn um den Burgberg von Schomron die Sturmböen heulten, dann lag Jesreel geschützt im Winkel zwischen den schirmenden Höhen.

Naboth erhob sich. „Rastet hier in der Grotte, solange es euch beliebt. Ihr seid, wie ich schon sagte, meine Gäste. Wenn ihr etwas benötigt, laßt es mich wissen. Ich warte auf euch drüben in meinem Haus.“

16 Isebel zog unwillig die Augenbrauen hoch. Nein, der Faltenwurf, wie ihn die Dienerin gelegt hatte, sagte ihr gar nicht zu. „Siehst du nicht, daß der Goldsaum nicht zur Geltung kommt?“ Sie schwang mit der Linken den Mantel zurück. „Was denkst du wohl, warum die Goldstickerrinnen in Zor so viel Mühe auf den Saum verwandt haben? Doch wohl, damit der satte Purpur des Mantels um so mehr ins Auge fällt, nicht wahr?“

Die Dienerin grub die Zähne in die Lippe. Daß man es der Königin nie recht machen konnte! Immer fand sie etwas zum Aussetzen, auch wenn man sich noch so sehr mühte, ihren Wünschen gerecht zu werden. Vorsicht! Doch da war es schon geschehen: einer der Goldfäden hatte sich im Armreif der Zofe verfangen.

„Paß doch auf, Hogla!“ fuhr Isebel die Dienerin an. „Kannst du dich denn nicht eine Stunde von dem Reif tren-

nen, den Ahiram dir schenkte?“ Vorsichtig half sie Hogla, den Goldfaden aus dem Reif zu lösen, der zwei sich verschlingende Schlangen darstellte. „Verzeih mir, Herrin“, flüsterte Hogla, „der Reif –“ „Ich weiß, ich weiß!“ wehrte die Königin ab. „Er ist dir so viel wert, weil dein Herz Ahiram gehört.“

Unhörbar seufzte Isebel. Wie verliebt die jungen Leute waren! Man selber – unwillkürlich prüfte sie ihr Gesicht im blankpolierten Silberspiegel. Nun ja, für ihr Alter wirkte sie noch immer jung und anziehend. Aber sie war ehrlich genug, sich einzugestehen, daß dieser Eindruck der sidonischen Schminkkunst zu verdanken war. Sie sah, wie sich jetzt zwei steile Falten in ihre Stirn gegraben hatten. Erschrocken mühte sie sich, die Stirnhaut zu straffen. Sie lächelte befreit, als es ihr gelang. Nun bitte: Noch habe ich mein Gesicht in der Gewalt! Und ich werde alles tun, mich als reife Frau locker und gelöst zu geben.

Sie reckte sich, da sie entdeckte, daß auch die Dienerin sie prüfend betrachtete. Was erlaubte sich dieses Mädchen! Unter dem scharfen Blick, mit dem Isebel sie strafte, zuckte Hogla zusammen und machte sich mit doppeltem Eifer daran, den Faltenwurf des Mantels so zu ordnen, wie die Königin es wünschte.

Nun trat sie einen Schritt zurück, um ihr Werk sachkundig zu mustern. „Wunderbar, dieser satte Purpur!“ flüsterte sie und atmete auf, als auch die Herrin wohlwollend nickte: „Du hast recht, Hogla, nichts ist königlicher als Purpur.“ Sie seufzte. „Er kostet freilich auch einen königlichen Preis!“

Ihre Gedanken flogen zurück in die Kindheit, Jahrzehnte verrauchten. Als sei es gestern gewesen, sah sie es vor sich: Wie sie an der Hand ihrer Erzieherin durch die Gassen Sidons schlenderte. Sie erinnerte sich gut: Ihr Vater Ethbaal war damals noch nicht König gewesen, sondern ein Priester des Baal. Später, als er sich den Thron erobert hatte, hätte er es nie erlaubt, daß sie sich unter das gemeine Volk mischte. Damals aber sah er es noch gern, wenn nicht nur seine Söhne, sondern auch die Töchter das Treiben in der vor Leben sprühenden Hafenstadt kennenlernten.

An der Hand ihrer Lehrerin war sie durch den Basar der Tuchhändler spaziert, hatte die farbenfrohen Gewänder bewundert und scheu die feinknisternde Seide betastet, die, wie die Lehrerin sagte, aus einem ganz, ganz fernen Lande weit im Osten kam.

Im angestregten Nachdenken runzelte sie die Stirn. Daß ihr der Name der Lehrerin nicht einfiel! Deutlich sah sie das unschöne, aber von Lebensklugheit zeugende Gesicht der Frau vor sich, die vor Willenskraft sprühenden Augen und den beherrschten Mund. Nur der Name, der Name... Alles andere fiel ihr wieder ein: daß sie aus einer jungen sidonischen Kolonie im Westen Libyens stammte, ihren früh verwitweten Vater auf seinen Seereisen begleitet und auf diese Weise sogar die Länder hinter dem sagenhaften Tarschisch¹ gesehen hatte. Zwischen den Säulen des Melkart² waren sie auf schwankem Kiel in den Ozean gesegelt, der die Erde umschließt. Von den Zinninseln³ wußte sie zu erzählen und barbarischen Völkern, die an den Küsten des Ozeans wohnten, der täglich wie ein riesiger Drache atmet.

Eine Frau, die mehr von der Welt wußte als mancher der Schofeten⁴, die in Sidon im Rate saßen. Und an jenem Tage hatte sie auch auf die Frage des Kindes eine Antwort gewußt: „Warum der Purpur so kostbar ist? Komm mit, wir gehen jetzt zu den Färbern, die draußen vor der Stadt wohnen.“ Sie hatte gelacht. „Warum man sie innerhalb der Stadtmauern nicht duldet, wirst du gleich begreifen.“

Von weitem hatten ihnen die lustig im Seewind flatternden, frisch gefärbten Tücher einladend zugewinkt. Doch dann, als die Lehrerin mit ihr um die letzte Felsnase gebogen war, an deren Fuß die Brandung kochte, da hatte es ihr den Atem verschlagen. Welch ein Gestank!

Sie entsann sich genau: Wie sie sich mit zwei Fingern die Nase zugehalten und mit der anderen Hand ihre Betreuerin zurückzuhalten versucht hatte. Doch die hatte sie weitergezogen. „Du hast dich an der Schönheit des Purpurs gefreut, nun mußt du auch in Kauf nehmen, daß ich dir die andere Seite zeige.“ Sie hatte mahnend den Finger erhoben. „Merke dir, jedes Ding hat seinen Schatten.“

Dann war sie mit Isebel ganz dicht an die schwärzlichen Fässer herangetreten. Isebel hatte es in der Kehle gewürgt, als sie sah, wie ein Färber, dessen Arme bis hinauf zu den Schultern dunkel gebeizt schienen, mit einem Stecken in der gärenden Brühe rührte. Die aufsteigend zerplatzenden Blasen, der Gestank der glitschig qualligen Masse. Sie sah das alles wieder vor sich und hielt sich – genau wie damals – mit spitzen Fingern die Nase zu.

Die Stimme der Erzieherin – wenn mir doch bloß der Name einfiel! – „Verstehst du jetzt, warum der Purpur so teuer ist? Da haben Tagelöhner die Schnecken am Strand und in den von der Brandung überspülten Felslöchern gesammelt, das glitschige und an der Sonne rasch faulende Zeug in tiefenden Säcken zu den Sammelstellen geschleppt und in die Gärlöcher geschüttet.“ Sie hatte zu der Felsbank gewiesen, in die eine Reihe tiefer Bottiche gehauen war. „Dort, in jenen Behältern, läßt man die faulenden Schnecken vergären.“ Sie hatte ein Riechfläschchen aus ihrem Umhang gezogen und hielt es erst sich, dann auch dem Kind unter die Nase. „Es dauert lange, bis sich der Farbstoff aus den Tierkörpern gelöst und abgesetzt hat.“

Dann hatte der Ekel auch sie überkommen, trotz des Nardenfläschchens. Sie hatte sich geschüttelt, war aufgesprungen und hatte das Kind mit sich fortgezogen. Doch Stunden danach, als sie längst daheim waren, hatte Isebel gemeint, den furchtbaren Geruch noch immer zu bemerken. Und selbst jetzt, Jahrzehnte später, langte sie unwillkürlich nach dem schlankhalsigen Glas mit der Narde, zog den Wachspfropf ab und sog tief den schmeichelnden Duft des Zimtes ein.

Sie bemerkte den verwunderten Blick der Dienerin. „Weißt du, Hogla, wie der Purpur hergestellt wird?“ Verwirrt schüttelte die Zofe den Kopf. Isebel lachte belustigt auf. „Nenne es dein Glück, daß du es nicht gesehen“, sie verbesserte sich, „daß du es nicht gerochen hast!“ Sie hatte noch mehr sagen wollen, brach aber ab, da sie sah, daß der Vorhang sich bewegte.

Eine schwächliche Gestalt trat zögernd hervor, ein Mäd-

chen, ein Kind noch, von tiefschwarzer Hautfarbe. Ein Lächeln flog über Isebels Gesicht. „Kuscha! Sag, was hast du denn auf dem Herzen?“ Sie winkte mit den Augen, und schüchtern schlich die Kleine auf Fußspitzen heran, um sich zu Füßen der Königin hinzukuscheln.

Behutsam strich Isebel mit der flachen Hand über das zu zierlichen Zöpfchen geflochtene Haar des Kindes. War es Einbildung oder ließ die Kleine wirklich ein Schnurren wie das einer Katze hören? Isebel zog die Hand zurück. Ach was! Wer wird eines Negerkindes wegen wehleidig werden! Nun gut, Kuscha hatte, so klein sie noch war, schon viel Bitteres erlebt. Wenn – Isebel verzog den Mund – wenn wirklich alles, was man aus dem Kind herausgefragt hatte, der Wahrheit entsprach! Daß sie das Kind eines Fürsten sei, der irgendwo dort weit im Süden, wo der Nil herkam, über ein kleines Reich hoch oben in den Mondbergen regiert hatte. Bis zu dem Tage, da ein feindlicher Stamm sie überfallen, den Fürsten erschlagen, seine Familie aber in die Sklaverei verschleppt hatte. Am Ende eines langen Leidensweges war Kuscha endlich in Schomron zur Ruhe gekommen. Ein Sklavenhändler aus Mizraim hatte sie mit vielen anderen Schwarzen vor dem Stadttor feilgeboten, und der Haushofmeister Obadja hatte die Kleine erworben, obwohl sie zu keiner Arbeit tauglich schien. Später hatte er sich selber gescholten, daß er sich aus Mitleid zu so einem Handel hatte hinreißen lassen. Denn das Kind war zu schwach und unerfahren, als daß es sich irgendwie hätte nützlich machen können. Er war froh gewesen, als die Königin es – aus einer Laune heraus – zu sich genommen hatte. Seitdem strich Kuscha wie ein junges Kätzchen still und unauffällig durch die Gemächer Isebels, zu nichts nutze und doch von allen gern gelitten.

„Nun, Kuscha, was willst du mir denn erzählen?“ Isebel wußte, wie schwer es war, die Kleine zum Reden zu bringen. Es war, als liege der Jammer der Verschleppung noch immer auf ihrem Gemüt. Da half, wie Isebel aus Erfahrung wußte, nur Geduld. Ungewohnt zärtlich strich sie dem Kind über die von einer häßlichen Narbe entstellte Wange.

„Nun sag' es schon, Schmusekätzchen, was treibt dich zu mir?“

Die Lippen des Kindes bewegten sich stumm. Isebel blickte aus halb geschlossenen Augen auf die Kleine herab. Was sie empfand, war schwer zu enträtseln, da sich ein seltsam zwiespältiger Ausdruck auf ihrem Gesicht abzeichnete, eine Mischung aus Mitleid und Verachtung, aus Zuneigung und bloß gnädiger Herablassung. Noch immer formte Kuschas Mund tonlose Worte, so daß Isebel ungeduldig die Augen schloß. Flüsternd hauchte das Kind: „Kuscha sehen, wie Melech heimkommen.“ Sie sah, daß die Herrin die Augen öffnete, und stotterte: „Pferde heiß, Schaum auf Maul!“

„Das sieht –“ Nein, Isebel sprach nicht aus, was sie dachte: Das sieht ihm ähnlich, die Pferde zu hetzen, bis sie zusammenbrechen! Sie zwang ihre Aufwallung nieder. Nein, es ging weder Hogla noch dieses Negerkind etwas an, was der König tun mochte. Aber sie, die Königin, ging es an, was Ahab tat!

Zunächst galt es zu erfahren, was ihn zu solcher Eile getrieben hatte. Richtig, nach Jesreel war er gefahren, um nachzuschauen, ob der Winterpalast für die kalte Jahreszeit gut vorbereitet sei. Doch was mochte ihn so aufgebracht haben, daß er die Pferde derart hetzte?

„Du kannst mir gewiß sagen, wo sich der König jetzt aufhält?“ Ganz beiläufig kam die Frage, damit Hogla nicht spürte, wie beunruhigt die Königin war. „König sein müde, sehr, sehr müde“, flüsterte Kuscha, „gehen hinauf in Schlafgemach.“ Isebel legte den Silberspiegel beiseite, in dem sie sich, um Hogla zu täuschen, betrachtet hatte. „Ist gut, Hogla, ich brauche dich jetzt nicht mehr.“ Die Zofe verneigte sich, warf aber, bevor sie ging, einen fragenden Blick auf Kuscha. „Ja, nimm die Kleine mit und teile ihr eine leichte Arbeit zu, damit sie beschäftigt ist.“

Isebel wartete, bis der Vorhang hinter den beiden zugeschlagen war, doch dann sprang sie auf, rückte den Frisierstuhl zurecht und ließ sich in das mit goldgelber Seide bezogene Polster fallen. Sie mußte jetzt nachdenken. Was war in Jesreel geschehen, daß Ahab so unwirsch heimkam und

sich, ohne sie zu begrüßen, in sein Schlafgemach zurückzog? Ärgerlich bohrte sie die Faust in das weiche Kissen. Dieser Ahab! Ganz ohne Frage ein mutiger Krieger, stets bereit, den Seinen voran in den Kampf zu stürmen. Doch dann wieder, wenn es um ganz ungefährliche Dinge ging, unentschlossen, manchmal gar hilflos.

Sie kam zu einem Entschluß: Ich will wissen, was ihm so zu schaffen macht! Sie raffte sich hoch, ging noch einmal zum Frisiertisch hinüber und prüfte ihr Gesicht im Spiegel. Hogla hatte gute Arbeit geleistet, es gab nichts zu tadeln. Sie konnte sich dem König zeigen.

Ach, diese Männer! Da war doch einer wie der andere: von sich eingenommen und doch schwach. Da prahlten sie herum und versuchten doch nur, die eigene Unsicherheit zu übertönen. Da war kein Unterschied zwischen ihnen, ob hoch oder niedrig. Auch ihr Ahab war von dieser Art, spielte den harten Mann und war doch nur ein schwankes Rohr im Wind.

Noch einmal strich sie die Falten ihres Überwurfs zu recht, ein letzter Blick in den Spiegel, ein Augenblinzeln zu sich selbst. Nun schritt sie, Königin vom Scheitel bis zur Sohle, zur Tür, schlug den Vorhang zur Seite und trat hinaus.

Wolkenfetzen jagten über den Himmel, Wind fauchte um die Höhe von Schomron. Ja, es war an der Zeit, sich auf den Umzug nach Jesreel vorzubereiten. Kamen erst die heftigen Güsse des Frühen Regens, dann war es einer sidonischen Königstochter nicht zuzumuten, auf dieser den Stürmen ausgesetzten Höhe auszuharren.

Mit raschen Schritten überquerte sie den Hof, hatte für den Krieger, der vor den Gemächern des Königs wachte, keinen Blick und machte erst in dem Vorraum halt, um ihre Augen dem hier herrschenden Halbdunkel anzupassen.

Stimmen hinter dem Vorhang? „Räume das wieder ab!“ Das war Ahabs Stimme. Ein leises Klirren, dann Schritte, die sich näherten. Isebel trat zur Seite und räusperte sich. Eine Hand schlug den Vorhang zurück, und Ahabs Leibdiener, durch Isebels Hüsteln gewarnt, trat vorsichtig heraus.

Isebel warf einen Blick auf die Platte, die der Diener geschickt balancierte. „Der König mag nicht essen?“ Sie scheuchte mit einer Handbewegung den Mann fort und trat entschlossen in das Schlafgemach des Königs. Mitten im Raum blieb sie stehen, um den Anblick, der sich bot, aufzunehmen. Wie sie geahnt hatte: ein König, dem etwas nicht so lief, wie er es sich gewünscht hatte! Man konnte auch sagen: einer, der nicht Manns genug war, seinen Willen durchzusetzen. Der sich nun verärgert auf sein Lager warf und in hilfloser Wut auf die Wand starrte.

„Was ist?“ Hart kamen ihre Worte. „Warum kommst du nicht, mich zu begrüßen?“ Sein Kopf ruckte herum, sein Blick suchte ihr Gesicht. Gleich wird er – nein, er sprang nicht auf, kam nicht mit ausgebreiteten Armen auf sie zu, sich zu entschuldigen. Im Gegenteil, er kehrte ihr wieder den Rücken, drehte das Gesicht zur Wand und schwieg.

Isebel erkannte, der Ärger saß tief. Da mußte sie anders verfahren, seine Laune heben. Mit ein paar leichten Schritten war sie bei ihm, saß schon auf der Kante seines Lagers und strich ihm mit leichter Hand über das Haar. Ein Gedanke schoß ihr durch den Sinn: Genau wie vorhin, als ich die kleine Kuscha aufzumuntern suchte!

„Ahab, mein Herr, was hat man dir denn angetan, daß du so verstört bist? Daß du keine Speise magst, ja nicht einmal deiner Isebel in die Augen sehen willst?“ In raffinierter Berechnung wedelte sie ihm mit der Hand den Hauch der Zimtnarde zu, wußte sie doch, wie rasch ihn dieser Duft erregte. Sieh da, langsam drehte er den Kopf zu ihr herum, und sie sah, wie seine Nasenflügel bebten. Und jetzt wandte er sich ganz herum und sah sie voll an, aus Augen, in denen hilflose Wut brannte.

Ein großer Junge! dachte sie und fühlte Ärger aufsteigen. Wie konnte ein Mann, ein König, sich so gehenlassen! Doch in Augenblicksschnelle zwang sie den Ärger nieder, da sie wußte: Schelte und Hohn wären genau das Falsche, trieben ihn nur in sich selbst zurück. Anhimmeln mußte sie diesen schwachen Mann, anbeten, als sei er ein starker!

Sie lag jetzt neben ihm, nagte an seinem Ohrläppchen

und flüsterte zärtlich: „Was kann es nur sein, das dir so zu schaffen macht?“

Ihre Hand suchte seinen Nacken. „Der Sieger von Aphek!“ Stolz schwang in ihren Worten. Jetzt wußte sie, wie sie ihn packte: bei seiner Kriegerehre! „Hast du vergessen, wie du Benhadad, den König von Aram, das Fürchten gelehrt hast?“ Rasch sprudelten die Worte jetzt heraus: „Da war er in seinem Übermut heraufgezogen, Schomron zu belagern. Erinnerst du dich? Wie er höhnte, er werde dir dein Gold und Silber nehmen! Wie er prahlte, er wolle deine Frauen und Söhne sich zu eigen machen!“⁵

Sie girrte in sein Ohr: „Und mein Ahab? Was tat der? Ließ er es zu, daß seine Königin Isebel dem hochmütigen Benhadad zugeführt wurde?“ Sie rüttelte ihn, flüsterte ganz dicht an seinem Ohr: „Mein Ahab erwies sich als ein königlicher Held! Mit einer Handvoll unerschrockener Bauern schlug er die Aramäer in die Flucht!“⁶

Sie spürte, wie Ahab sich entspannte, und wußte, daß sie auf dem richtigen Wege war. Sie gurrte aus tiefer Kehle: „Und Benhadad, der zornige Wolf aus Aram, was tat der?“ Sie fühlte, wie gespannt Ahab ihr lauschte, und sprach, geheimnisvoll raunend, weiter: „Im Jahr darauf zog Benhadad abermals herauf, mit doppelt starkem Heer sich an meinem Herren Ahab zu rächen.“

Ein Auflachen nun, hell und triumphierend: „Bei Aphek stieß er auf König Ahab und seine Soldaten.“ Sie sprach, als sei sie dabeigewesen: „Wie die Heere aufeinanderprallten! Und mein Ahab allen anderen voraus! Benhadad entschwand der Mut, er wandte sich zur Flucht, entrann mit Mühe in die Mauer von Aphek.“ Hohntriefend jetzt: „Wie er aus einer Kammer in die nächste flüchtete, sich zu verkriechen vor dem Sieger Ahab! Es half ihm nichts, man griff ihn doch und schleppte ihn vor König Ahab.“

Sie richtete sich halb auf, so daß sie auf ihn niederblicken konnte, der ihr jetzt das Gesicht zugewandt hatte. „Und du, mein König und Herr, diktiertest ihm den Frieden: freie Märkte in Damaschäq und einen ewigen Friedensbund!“⁷

Sie hatte Mühe, ein triumphierendes Lächeln zu unterdrücken. Ja, sie hatte es wieder einmal vermocht, ihn einzufangen. Ganz kühl sagte sie: „Und dieser Sieger über das mächtige Aram liegt jetzt schmollend auf seinem Lager? Er weist alle Speise zurück, besucht nicht einmal seine Isebel, die sich doch so nach ihm gesehnt hat?“ Sie rang in gespielter Verzweiflung die Hände. Was mag nur Schlimmes geschehen sein, daß ein Held wie mein König Ahab sich so fallen läßt?“

Sie wußte, sie hatte gewonnen. Ahab richtete sich auf, legte seine Linke auf ihre Schulter und sah ihr tief in die Augen. Er schüttelte den Kopf, über sich selbst und seine Mutlosigkeit. Und nun lachte er gar, leise, kaum hörbar. „Du hast recht, Isebel, ich bin ein Narr, mich so gehenzulassen. Und nur wegen eines Dickkopfes, der Naboth heißt!“ Sie zog die Brauen hoch. „Naboth? Wer ist das? Und welchen Ärger macht er dir?“

Nun redete er, und sie hörte zu. Sie merkte, wie gut es ihm tat, seinem Ärger endlich Luft machen zu können. Sie unterbrach ihn nicht, bis er das Gespräch mit Naboth haarklein wiedergegeben hatte.

Als er geendet hatte und sie fragend ansah, antwortete sie mit einem Lächeln: „Und wegen dieses starrsinnigen Jesreeliten verdirbst du uns die Laune?“ Sie tippte ihm neckend mit der Fingerspitze auf die Nase. „Du meinst doch wohl selber nicht, daß ein Bauer den Sieger von Apek aufhalten kann?“ Sie pustete ihm keck in seinen Bart, so daß Ahab zurückzuckte. „Kitzelig?“ lachte sie. Sie griff nach seiner Hand. „Jetzt ist alles wieder gut, nicht wahr?“ Ihr Blick tauchte in den seinen. „Und nun schicke deine Diener fort.“ Sie kuschelte sich an ihn. „Ich möchte jetzt mit dir allein sein.“

„Und was soll ich diesem Naboth – ?“ Sie preßte ihre Hand auf seinen Mund. „Vergiß endlich diesen törichten Naboth!“ Sie streckte sich und warf ihren Kopf in den Nacken. „Den überlaß mir! Ich weiß schon, wie ich dir zu deinem Weinberg ver helfe.“⁸ Und ehe er fragen konnte, erstickte sie ihn mit ihren Küssen. Und er hielt still.

17 Unter dem Stadttor ließ es sich aushalten. Der leichte Seewind, der über die Ebene heraufstrich, war zwar feucht, brachte aber gleichwohl Erfrischung, da er sich in den Tornischen fing und einen angenehmen Luftzug erzeugte. Verständlich, daß sich hier die Alten trafen, um von der Vergangenheit zu schwärmen und die Sittenlosigkeit der Jungen zu beklagen.

Auf jeder Seite des Tordurchgangs lagen drei Nischen, leicht erhöht, doch über ein paar Stufen bequem zu ersteigen. Die Baumeister, die auf Weisung Salomos dieses wie so viele andere Stadttore im Lande errichteten, hatten diese Seitenkammern aus der Sicht der Verteidiger geplant. Von diesen erhöhten Seitenborden aus konnte man Feinde, denen es gelungen war, das Tor aufzubrechen, erfolgreich bekämpfen. Die Verteidiger standen nicht nur höher, sondern auch im Dunkeln, während die Eindringlinge aus der Helle kamen und ihre Augen erst an das unter dem Tor herrschende Zwielflicht gewöhnen mußten.

Daran, daß diese Konstruktion auch friedlicher Geselligkeit dienen konnte, hatten die Erbauer wohl kaum gedacht. Doch das Halbdunkel, das die Augen schonte, vor allem aber der frische Luftzug, der von den weit geöffneten Torflügeln eingefangen und durch das Gewölbe geleitet wurde, luden zum Verweilen geradezu ein.

In einer der Nischen hatten sich die Vertreter zweier Familien getroffen, um über die beabsichtigte Vermählung eines jungen Paares zu verhandeln. Umständlich und weitläufig redete man über dies und das, um sich allmählich dem eigentlichen Ziel des Zusammenseins zu nähern. Es gab ja so viel zu bedenken: die Morgengabe und die Ausstattung, den Zeitpunkt der Hochzeit und das Festmahl, nicht zuletzt auch den Brautpreis. All das erforderte Sorgfalt, ging es doch um die Zukunft beider Familien.

Nebenan feilschte man ebenso hartnäckig um ein Ochsen gespannt. Der Verkäufer pries an, der Käufer suchte nach Mängeln, um den Preis zu drücken. Mitunter ging es dabei

recht laut zu. Nein, man mochte sich sonst gut kennen, vielleicht sogar schätzen, aber wenn es um einen Kaufhandel ging, dann war die Freundschaft vergessen.

Aus der dritten Nische auf dieser Seite des Tordurchganges drang kein Laut. War es die Würde des Alters, die den Greisen, die dort saßen, den Mund verschloß? Oder war es so schwierig, in Worte zu fassen, was man dachte?

Die gegenüberliegende Nische schien leer. Bis zu ihr drang kaum Licht, da sie zuhinterst auf der Schattenseite lag. Das war auch der Grund gewesen, daß sich Elibaal, des Umherstreifens müde, dorthin zurückgezogen hatte. Bei Naboth, dessen Gastfreundschaft sie genossen hatten, hatte er es nicht ausgehalten, da die beiden über Dinge sprachen, die er nicht verstand. Naboth mochte die Unruhe des Jungen gefühlt haben und hatte gefragt: „Willst wohl gern Jesreel erkunden, wie? Lauf nur und sieh dir die Stadt an!“ Der Meister hatte zustimmend genickt, da hatte sich Elibaal erleichtert davongestohlen.

Er hatte die Soldaten beobachtet, die droben vor der Burg Wache standen, Pferde putzten oder ihre Waffen pflegten, war dann auf der Mauer rund um die Siedlung geschlendert und hatte schließlich vor dem Stadttor mit gleichaltrigen Burschen Bekanntschaft gemacht. Natürlich hatte er es nicht lassen können, sich mit den weiten Wanderungen, die ihn mit seinem Meister bis in die südliche Wüste geführt hatten, hervorzutun. Als die Burschen ihn auslachten und einen Prahlhans nannten, war er verstimmt in das Halbdunkel des Tores untergetaucht. Doch kaum hatte er es sich in der hintersten Nische bequem gemacht, da war schon die Müdigkeit über ihn gekommen.

Er wußte nicht, wie lange er geschlafen hatte, als ihn das immer lauter werdende Feilschen um die Ochsen hochschreckte. Es war noch hell draußen? Nun, dann konnte er nicht lange eingenickt sein. Er wollte schon aufspringen, um zu Naboths Haus zurückzukehren, da war ihm, als ob in der Nische gegenüber leise gesprochen wurde. Verwundert lauschte er, um zu erfahren, warum die da drüben so geheimnisvoll taten. Immerhin konnte er die Stimmen von

drei Männern unterscheiden, die da eine offenbar recht heikle Angelegenheit beredeten.

Jetzt war der Ochsenhandel in der Nische schräg gegenüber zum Abschluß gekommen. Elibaal hörte die beiden Männer lachen, ein Klatschen dann, als sie mit Handschlag den Kauf bekräftigten. Nun schwangen sie sich von der Rampe und gingen Arm in Arm dem Innern der Stadt zu. Elibaal hatte sich an die Wand gedrückt, um nicht von ihnen bemerkt zu werden. Als sie fort waren, beugte er sich wieder vor, um vielleicht erfahren zu können, was gegenüber gesprochen wurde. Der Alte mit dem Silberbart hatte den beiden Handelseinigigen nachgeblickt, jetzt lachte er leise: „Zwei Glückliche, die beide meinen, den anderen übers Ohr gehauen zu haben.“ Der zweite, der einen langen Krückstock hielt, verzog den Mund. „Wenn Gomer merkt, daß der eine Ochse lahmt, wird ihm die Freude vergehen.“ Er wandte sich dem dritten zu, der wegen seines tief-schwarzen Bartes auffiel, der zu seinem schlohweißen Haupthaar in seltsamem Gegensatz stand. „Und nun sag endlich, Ahiham, was dir die Galle vergiftet hat!“ Er beugte sich vor, um im Gesicht des Schwarzbärtigen lesen zu können. „Auf dem ganzen Weg hierher hast du kein Sterbenswörtchen von dir gegeben. Und seitdem wir hier sitzen, brütetest du finster vor dich hin.“

Er pochte mit seinem Stock auf den Steinboden, so daß das Torgewölbe den Schall dumpf zurückwarf. „Da hast du uns nun rufen lassen, weil eine für die Stadt wichtige Angelegenheit zu besprechen sei, und nun schweigst du dich aus!“

Der schwarzbärtige Ahiham hob das Gesicht. „Nobach und Nun, ihr beide seid, soweit ich zurückdenken kann, meine Freunde. Ihr habt mir zur Seite gestanden, wenn es um das Wohl der Stadt ging. Jetzt aber“, er suchte nach Worten, „jetzt aber weiß ich wirklich nicht, was für die Stadt das Richtige ist.“

Nun sah kopfschüttelnd Nobach an. „Hör dir das an: Zweiundsiebzig Sommer und Winter hat Ahiham kommen und gehen sehen, und seit mehr als zwanzig Jahren bewun-

dern wir ihn, mit welchem Geschick er Jesreels Bürger lenkt. Und nun mit einem Male weiß er nicht, was der Stadt guttut?“

Nobach hatte den Kopf geneigt, sah Ahiram aus den Augenwinkeln an. „Sag, mein Alter, hat das etwas mit dem Königsboten zu tun, der dir heute vor Tau und Tag eine Botschaft brachte?“ „Du hast ihn gesehen?“ „Ich nicht, doch unsere alte Michaja. Sie konnte wieder einmal nicht schlafen und schlurfte, wie das dann ihre Art ist, im Hof herum. Sie erzählte mir von dem Königsboten, der auf dem Pferd dahergejagt kam, vor deinem Haus absprang und an deiner Tür anklopfte.“

Ahiram zog ärgerlich die Brauen zusammen. „Er hat mich aus dem Schlaf gerissen. Doch das ist es nicht, was mir den Tag vergällt.“ „Sondern?“ „Der Brief des Königs, den er mir brachte.“ „Muß eine wichtige Sache sein, wenn der König bei Nacht und Nebel einen Boten vom Schomron nach Jesreel hetzt.“

Ahiram antwortete nicht sogleich, dehnte dann: „Wir sollen ein Fasten ausrufen lassen.“ „Ein Fasten?“ Nun schüttelte den Kopf. „Es mag ja ganz angebracht sein, wieder einmal an die Götter zu denken. Aber ist das so eilig, deswegen einen Boten durch die Nacht zu schicken?“ Ahiram atmete tief durch, als wenn er sich Mut zum Reden machen müsse. „Nun ja, es ist nicht nur das Fasten –“ „Was denn noch?“ forschte Nobach. Ahiram strich seinen tiefschwarzen Bart. „Wir sollen Naboth den Ehrenplatz zuweisen!“

Nun und Nobach lehnten sich erstaunt zurück, fragten wie aus einem Munde: „Naboth soll oben am Tische liegen?“ Nun hob die Hände: „Ich habe nichts gegen Naboth, er ist ein ehrenwerter Mann, und seine Familie zählt zu den ältesten der Stadt. Aber“, er zögerte, platzte dann heraus: „Warum deshalb solche Dringlichkeit? Überhaupt, woher kennt der König Naboth? Ahab pflegt sich doch, wenn er im Winter hier wohnt, wenig um uns Jesreeliten zu kümmern?“

Nobach hob die Hand. „Wartet! Ich habe den König im Gespräch mit Naboth gesehen. Ist erst wenige Tage her, ja,

das war, als der König nachsah, ob der Winterpalast seinen Wünschen gemäß eingerichtet ist.“ Er schüttelte den Kopf. „Es muß etwas Wichtiges gewesen sein, weshalb der König unseren Nachbarn Naboth in dessen Weingarten aufsuchte. Ich habe natürlich nicht genau hingesehen, doch mir war, als seien die beiden sich nicht ganz einig gewesen.“

Ahram fuhr aus seinem Nachdenken hoch. „Das ist mir neu, Nobach, was du da berichtest. Der König hat also Naboth besucht und ist mit ihm in Streit geraten?“ „Nun, Streit ist vielleicht zuviel gesagt, doch freundlich mutete das Gespräch nicht an.“ Ahram schnippte mit den Fingern. „Ich beginne zu begreifen: Die beiden haben miteinander Streit gehabt. Nur so kann ich verstehen, was der König am Schluß seines Briefes fordert.“

„Der König stellt eine Forderung? Und die betrifft Naboth?“ Ahram senkte die Augen: „Es bleibt mir nicht erspart, sie an euch weiterzugeben, da ihr mit mir zusammen für diese Stadt verantwortlich seid.“ „Heraus mit der Sprache!“ Ahram griff unter seinen Überwurf, zog eine Briefrolle hervor und entfaltete sie langsam. Mit klangloser Stimme, so leise, daß der atemlos lauschende Elibaal kein Wort verstehen konnte, las er: „Naboth hat Gott und den König gelästert. Darum sollt ihr zwei Zeugen beschaffen, die das beedigen. Und auf das Zeugnis dieser beiden sollt ihr Naboth steinigen.“ Die letzten Worte waren so leise gekommen, daß auch Nun und Nobach sie kaum verstanden. Aus steinernen Gesichtern starrten sie Ahram an. „Gott und den König gelästert –“ flüsterte Nun. „Naboth steinigen!“ stammelte Nobach.

Das Getrappel eines Esels erklang, Frauen mit leeren Krügen auf den Köpfen strebten zur Quelle, scherzten und lachten, achteten nicht auf die drei Ältesten, die da in der Tornische saßen. Ein Junge trieb eine Ziegenherde vor sich her, knallte herausfordernd mit der Peitsche, die Alten nahmen es nicht wahr. Sie sahen Naboth vor sich, den Nachbarn und Mitbürger. Sie malten sich aus, wie er mit dem König stritt und ihn auf den Tod beleidigte. Wie sonst hätte der König eine solche Strafe verlangen können? Sie sahen Na-

both oben an der Tafel liegen und auch die zwei falschen Zeugen, die gegen ihn die Hand zum Schwur erhoben.

Ahram hob den Kopf. „Was sagt ihr dazu? Was ratet ihr?“ Nun setzte vorsichtig Wort an Wort: „Es hat niemand gehört, um was sich der König mit Naboth stritt.“ „Und wie Naboth Gott lästerte“, fügte Nobach hinzu. „Zwei Zeugen sind nun aber nach dem Gesetz erforderlich, um einen Beklagten zu verurteilen.“ „Und weil niemand gehört hat, wie die beiden stritten, darf gegen Naboth das Urteil nicht gesprochen werden.“ „So steht es im Gesetz!“¹

So weit waren sie sich einig. Aber: Der König verlangt, daß das Urteil gesprochen werde. Auf die Aussage zweier falscher Zeugen. Zweier heillosen Burschen, die ihre Hand zum Meineid hoben – das sprach keiner der drei Ältesten aus, aber alle dachten es. Und sie lehnten sich gegen eine solche Zumutung auf. „Zwei falsche Zeugen!“ knirschte Ahiram. „Da sei Gott vor!“ keuchte Nun, und Nobach bezeugte: „Dazu gebe ich mich nicht her!“ Er sah herausfordernd Ahiram an: „Du etwa?“

Der schlug die Augen nieder und schwieg. „Zwei falsche Zeugen!“ zischte Nun, der offenbar schon weiterdachte. „Wo fänden sich in Jesreel zwei Schelme, die vor Gott und unserem Rat schwören: sie hätten gehört, wie Naboth Gott und den König lästerte?“

Es war, als wenn Ahiram aus einem Alptraum erwachte. „Zwei solche Schandbuben?“ Er pfiff leise durch die Zähne. „Habt ihr Schumi und Osni vergessen?“ Nun fuhr herum: „Du willst doch nicht etwa –“ „Nichts will ich“, grollte Ahiram, „doch ich muß!“

Er hielt die Hand über die Augen: „Was wird geschehen, wenn wir dem König den Gehorsam verweigern?“ Er fühlte, wie die Angst jetzt auch die beiden anderen packte. „Meint ihr, der König würde sich dreinfinden?“ Leise, aber jedes Wort betonend, sagte er: „Es werden sich zwei Hurensöhne finden, die bezeugen, sie hätten gehört, wie – Ahiram Gott und den König lästerte!“

So, jetzt war es heraus, was ihn bedrückte. Und die beiden anderen? Nun biß die Zähne zusammen, daß sie

knirschten, und Nobach zerrte wütend an seinem Bart. Zu wahr, was Ahiram da sagte: Der Zorn des Königs würde sich gegen Ahiram wenden! Nur gegen ihn? Nicht auch gegen die, die mit ihm im Rate saßen?

Nobach würgte hervor: „So ist das also: Folgen wir dem Befehl, so stirbt einer. Folgen wir ihm nicht, dann sterben drei.“ „Nein, vier!“ berichtigte ihn Nun. Vergiß nicht, Naboth wird auch dann sterben, wenn wir ihn schonen. Ein neu gebildeter Ältestenrat wird ihn mit uns steinigen lassen.“ „Wie der König es befahl!“

Die Frauen kamen eifrig schwatzend von der Quelle zurück, Kinder tobten durch die Gasse, eine aramäische Karawane mit Kamelen, auf deren hohen Rücken schwere Lasten schaukelten, wurden von aufgeregten schreienden Treibern durch das Tor geleitet. Aber niemand achtete auf die drei Ältesten, die schweigend dort in der Nische saßen und ratlos vor sich hin starrten.

„Gibt es wirklich keinen Ausweg?“ ließ sich endlich Nobach hören. Nun streckte die Hand aus: „Darf ich mal diesen Brief sehen?“ „Du meinst, er könnte gefälscht sein?“ Ahiram schüttelte den Kopf. „Das war auch mein erster Gedanke. Ich habe darum das Schreiben sorgfältig geprüft und für echt befunden.“ Er reichte Nobach die Rolle hinüber. „Doch überzeuge dich selbst: Papier, wie es in der Kanzlei des Königs verwendet wird, dazu das königliche Siegel und der Namenszug Ahabs.“

Nobach führte sich das Siegel dicht vor die Augen. „Keine Frage, das stammt vom König. Und die Unterschrift?“ „Vier Schriftzeichen nur“, warf Nun ein, „wer wollte da entscheiden, ob tatsächlich von der Hand des Königs?“ Nobach reichte Ahiram das Schreiben zurück. „Das Siegel ist echt und damit auch der Brief.“ Er hob aufstöhnend die Schultern. „Es ist der Wille des Königs, daß Naboth stirbt. Und wir –“ „Wir können es nicht verhindern.“ „Naboth wird sterben, auch wenn wir uns verweigern.“

Sie wußten, zu welcher Entscheidung sie sich bereitgefunden hatten, und wagten nicht, einander in die Augen zu sehen. Mühsam raffte Ahiram sich hoch. „Nun denn –“ Er

half dem gichtkranken Nobach auf. „Laßt uns also das Fasten ausrufen!“ Er blickte ins Leere, als er fragte: „Wer spricht mit Osni und Schumi?“ Er wußte die Antwort im voraus: „Ach, das werde ich wohl selber tun müssen. Schließlich ist der Brief des Königs ja an mich gerichtet.“

18 Elibaal wartete, bis die Ältesten außer Sicht waren, und schwang sich dann vom Nischenpodest herab. Er fühlte sich unsicher, was er jetzt tun sollte. Wenn er nur gewußt hätte, um was es da eigentlich ging! Zu wenig von dem, was die Alten besprochen hatten, war an sein Ohr gedrungen. Nur einzelne Worte hatte er verstehen können, hin und wieder auch einen halben Satz. Sicher war nur, daß diese drei Männer zum Rat der Stadt gehörten, und der, den sie Ahiram nannten, schien der Oberste zu sein.

Vom König war die Rede gewesen, ganz deutlich hatte Elibaal den Namen Ahab vernommen. Doch dann war zu seinem Erstaunen auch Naboths Name gefallen. Wie reimte sich das zusammen? Was hatte Naboth mit dem König zu schaffen? Und um was ging es überhaupt?

Ahiram hatte eine Rolle hervorgezogen und den beiden anderen gezeigt. Ein Brief? Elibaal schüttelte ärgerlich den Kopf. Nein, nicht einmal dessen war er sich sicher. Diese Rolle, die da von Hand zu Hand gegangen war, konnte ebenso ein Vertrag gewesen sein. Zwei schlichte Bürger, die um ein Ochsesgespann handelseinig wurden, schließen mit Handschlag ab. Der Rat einer Stadt aber pflegt Verträge schriftlich festzulegen. Und doch, Elibaal meinte sich zu erinnern, irgendwann aus dem Geflüster das Wort „Sefer“ herausgehört zu haben.¹ Doch warum sollte der König einen Brief an Ahiram geschrieben haben? Und was ging das gar Naboth an?

Elibaal bog in die Gasse, in der Naboths Haus lag. Nein, er wußte zu wenig, um Naboth zu beunruhigen. Doch mit dem Meister wollte er sprechen, ihm haargenau erzählen,

was er da so bruchstückhaft mitbekommen hatte. Elia, der würde das Wenige, was Elibaal gehört hatte, zu deuten wissen und danach entscheiden, was zu tun sei.

Der alte Diener am Hoftor nickte dem Jungen freundlich zu. „Ist mein Herr noch bei Naboth?“ erkundigte sich Elibaal. Der Alte schüttelte den Kopf. „Dein Meister ist ausgeritten.“ Er bemerkte die Verwirrung des Jungen und setzte hinzu: „Auf dem Maultier des Herren Naboth. Wohin? Da müßtest du schon den Herrn selber fragen.“

Elibaal fand den Hausherrn in der weinumrankten Laube auf dem Dach, wo er es sich im Schatten bequem gemacht hatte und den kühlenden Luftzug des Abends genoß. Er winkte Elibaal: „Komm, setz dich zu mir und erzähle von euren Wanderungen!“ Er zog Elibaal neben sich nieder und wies auf den porösen Tonkrug, der feucht beschlagen in Reichweite stand: „Du wirst vom Herumlaufen Durst haben, nimm den Becher hier und schöpfe dir frisches Wasser aus dem Krug.“

Er sah lächelnd zu, wie Elibaal trank, und meinte dann: „Ich soll dir von deinem Meister bestellen, du mögest dir keine Sorgen machen, wenn er ein paar Tage fortbleibt.“ Er bemerkte die Enttäuschung, die sich auf Elibaals Gesicht deutlich abzeichnete. „Auch ich war überrascht, als er so plötzlich um ein Reittier bat. Er müsse noch heute hinüber zum heiligen Berg Tabor. Der Herr wolle dort zu ihm sprechen.“ „Er ist zum Berge Tabor?“ „Keine Angst, mein Sohn, der Tabor ist nicht so fern wie der Horeb, nur etwa drei Reitstunden.“ Er wies nach Norden. „Dein Meister wird den Gipfel noch heute abend erreichen.“ Doch der Junge ließ nicht nach: „Aber Welch ein Herr will dort mit ihm reden? Hat er denn darüber nichts gesagt?“ Naboth strich ihm beruhigend über das Haar. „Du bist ein Fremder im Lande Israel, sonst würdest du wissen, daß wir Gott, der über Himmel und Erde gebietet, ganz schlicht den Herrn nennen.“ Er dachte kurz nach, fügte dann hinzu: „Und noch eins mußt du wissen: Der Herr wird nicht *mit* ihm reden, der Herr wird *zu* ihm reden, *zu* ihm!“

„Ich verstehe!“ nickte Elibaal, doch Naboth fiel ihm ins

Wort: „Mein Junge, nichts verstehst du, rein gar nichts! So wenig, wie ich es verstehe.“ Sein Blick ging über die Mauerbrüstung in die Ferne. „Elia, dein Meister, ist ein Seher des Herrn, einer von den wenigen Menschen, die der Herr für wert erachtet, seine Weisungen zu empfangen.“ Sein Blick kehrte zurück und streifte flüchtig den Jungen. „Ich sprach mit Elia gerade über den Abfall so vieler Israeliten, da verklärte sich sein Gesicht und schien zu leuchten. Und ich begriff: Er vernahm Worte, die ich nicht hörte! Und als er wieder zu sich fand, mich um ein Reittier bat, er müsse sogleich zum heiligen Berg Tabor, da wußte ich, daß der Herr ihn gerufen hatte.“ Er reckte sich. „Wenn der Herr ruft, dann muß der Mensch folgen.“

Da war es wieder, dieses blinde Festhalten an dem unsichtbaren Herrn, der aus dem Nichts heraus redete! Elibaal zog fröstelnd die Schultern hoch. Wie viele Monde war er nun schon dem Meister gefolgt? Monde? Nein, Jahre! Belauert hatte er ihn, herauszufinden, wie so etwas möglich sei, daß einer aus den Himmeln herab sprach und – fast noch unglaublicher – daß ein Mensch ihn hörte!

Doch dies Geheimnis lag jetzt noch so dunkel wie am Anfang. Wenn der Meister ihn wenigstens zum heiligen Berge Horeb mitgenommen hätte, dort wäre es vielleicht möglich gewesen, ihn zu belauschen. Aber nein, zu sterbensschwach war Elibaal damals gewesen, allein war der Meister in die Bergwüste gezogen, um das Wort seines Herrn zu hören.

Wieder stand er fernab, wenn der Meister seine Weisungen empfing. „Hat er gesagt, wann er wiederkommt?“ Elibaal konnte seine Bitterkeit nicht verbergen. Naboth musterte ihn aus den Augenwinkeln und sagte vorsichtig: „Du mußt dich schon gedulden, mein Sohn. Es mag drei, kann aber auch zehn Tage dauern. Das weiß auch dein Meister nicht. Auch er kann nur schweigen und warten, bis es dem Herrn gefällt, sich hören zu lassen.“ Er nickte dem Jungen aufmunternd zu. „Sei unbesorgt, dein Meister kommt bestimmt zurück, schon um mir mein Maultier wiederzubringen.“

Sie hatten danach noch über dies und das geplaudert,

und Elibaal war es gar nicht aufgefallen, daß Naboth ihn vorsichtig ausfragte, um mehr über Elia zu erfahren.

Als die Nacht über das Land fiel, erhob sich der Hausherr. „Du kannst hier oben in der Laube schlafen, wo die Luft gut ist. Dort in der Ecke findest du Decken. Und den Tonkrug mit dem Wasser lasse ich dir hier.“

Elibaal wurde durch den Ausrufer aus dem Schlaf geweckt, der drunten auf der Gasse verkündete: „Ein Fasten sollt ihr halten von morgen an bis zum Vortage des nächsten Sabbath. Am Vortage des Sabbath aber sollt ihr den Göttern danken, daß die Not ein Ende hat, das Korn wieder reift und das Vieh gedeiht. Hört, hört, ihr Bürger von Jesreel!“

Naboth äußerte sich zu der überraschenden Anweisung erst, als sie die Hauptmahlzeit des Tages eingenommen und gedankt hatten. „Es ist recht, daß der König das Volk zu einem Fasten aufruft.“ Er zögerte einen Augenblick, setzte dann fest hinzu: „Doch der König Israels sollte wissen und es auch bedenken, daß es nur einen Herrn gibt, dem wir Dank schulden!“ Fasten war für Elibaal nichts Umbekanntes, das hatte es in Zarpath auch gegeben. Doch manches war ihm hier in Israel neu. Daß man, solange die Sonne am Himmel stand, keine Speise zu sich nahm, daß auch später nur Wasser und Brot genossen wurden, nun, das war auch in Zarpath kaum anders gewesen. Doch daß Naboth der versammelten Hausgemeinde aus dem Gesetz des Mose vorlas, das ließ Elibaal aufhorchen. Hier war etwas Neues, etwas ganz Neues! Hier wurden nicht blutige Opfer verlangt, die Götter zu versöhnen, hier ging es um richtige Hingabe, wenn Naboth vorlas: „Höre, Israel, der Herr ist unser Gott, der Herr allein. Und du sollst den Herrn, deinen Gott, liebhaben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all deiner Kraft!“²

Seltsam, sann Elibaal, seltsam, daß mir das erst hier in Naboths Hausgemeinde klar wird. Mein Meister Elia ist mir noch heute ein Fremder, den ich so wenig begreife wie seinen unsichtbaren Herrn. Aber hier in dieser Gemeinschaft schlichter Menschen fühle ich mich geborgen. Mir ist, als

spürte ich in diesem Hause den Geist des Herrn, der sich Jahwe nennt.

Als er sich die Decken holte und aus ihnen sein Lager bereitete, war ihm kalt. Selbst als er sie fest um sich geschlungen hatte, wurde ihm nicht wärmer. Was war nur mit ihm? Kündigte sich eine Krankheit an? Oder war es das Gefühl eines heraufziehenden Unheils?

Er kroch in sich zusammen, zog die Decke bis zum Munde herauf und hörte dennoch seine Zähne klappern.

19 Das Fasten war vorbei, dem Befehl des Königs Genüge getan. Jeder war auf seine Weise dem Auftrag nachgekommen. Nur in wenigen Häusern hatte man, wie bei Naboth, den Herrn angerufen, den Gott Abrahams und Jakobs. Andere hatten dem Baal geopfert oder waren zu den heiligen Bäumen der Aschera hinausgezogen, um ihr zu huldigen. Doch jetzt, da das Fasten vorüber war, fanden sie alle sich zusammen, um den Tag festlich zu begehen.

Ahiram hatte eingeladen, er war der Erste im Rat, er hatte Vermögen und ein Haus, das viele Gäste aufnehmen konnte. Es war nur recht und billig, wenn er der Schirmherr des Festes war.

Elibaal hatte sich, da sein Herr noch immer nicht heimgekehrt war, unter die Diener gesellt, die auf dem Hofe Speisen zubereiteten. Fette Hammel drehten sich am Spieß über glosender Glut, während drüben Frauen auf heißen Blechen und Steinen Brotfladen buken. Niemand kam zu kurz, auch nicht hier draußen. Da mußte gekostet werden, ob der Hammel bald gar sei. Hier war ein Brot zu schwarz geraten? Macht nichts! Wenn es für die Herren da drinnen nicht fein genug ist, dann lassen wir es uns halt schmecken!

Auch für Elibaal fiel immer wieder ein Happen ab. Und ehe er sich versah, war er vom Kosten und Probieren satt. Später half er beim Auftragen der Speisen, nahm dann aber

diese Gelegenheit wahr, sich unauffällig auch drinnen umzusehen.

Wie, Ahiram hatte Naboth auf den Ehrenplatz gebeten? Dem Jungen kam das seltsam vor, da er bisher nichts davon gehört hatte, daß Naboth in der Stadt eine derart hervorragende Stellung einnahm. Gewiß, Naboth war einer der Grundbesitzer, verfügte über eine wenn auch kleine Dienerschar und genoß auch sonst wohl ein gewisses Ansehen. Doch daß ihm der Ehrenplatz an der Tafel zukam? Niemand beachtete den Jungen, der sich unauffällig beiseite gestohlen hatte und so tat, als sei er mit Vorbereitungen beschäftigt.

Eine Bewegung an der Tür: zwei Männer, die sich durch die auftragenden Diener drängten, sich breitspreizig aufbauten und höhnisch auf Naboth blickten! Elibaal hielt den Atem an. Da war das, was er dunkel geahnt hatte: Unheil ging von diesen beiden aus! Elibaal spürte es, hatte es gewußt, kaum daß sie über die Schwelle getreten waren.

Jäh war das fröhliche Lärmen verstummt, nur ein blechernes Scheppern hallte durch den Saal, als jemand seinen Becher hatte fallen gelassen. Doch niemand achtete auf ihn, aller Augen waren auf die beiden Männer gerichtet, die mit drei, vier raschen Schritten herangetreten waren.

Die Hand des einen schoß vor, zielte auf Naboth. „Du hier am Tisch der Ehrenwerten? Und dazu noch auf dem Ehrenplatz?“ Der andere lachte grell auf: „Das ist mir eine feine Gesellschaft, bei der ein Gotteslästerer ganz oben sitzt!“

Ahiram erhob sich, der Hausherr und Erste im Rat der Stadt. Gemessene Würde strahlte er aus, wie er dastand, die Eindringlinge von oben herab musterte und in die Stille hinein fragte: „Wer hat euch geladen?“ „Niemand!“ hohnlachte der mit der Grindbeule über dem Ohr. „Wir kommen ungeladen, weil uns ein Vöglein zutrug, Naboth nehme hier den Ehrenplatz ein.“ „Und das“, fiel der andere ihm ins Wort, „schien uns so unglaublich, daß wir uns aufmachten, es mit eigenen Augen zu sehen. Und wahrhaftig, es ist so, wie wir hörten: Der Mann, der Gott und den König gelästert hat, sitzt hier als Vornehmster am Tisch!“

Unruhe kam auf, man redete durcheinander, überschrie sich. „Wer sind die beiden, die so Unglaubliches über einen ehrenhaften Mitbürger behaupten?“ Fäuste fuhren hoch. „Mit Lügen dürft ihr uns nicht kommen!“ „Ruhe!“ donnerte Ahiham. „Ruhe, ihr Bürger von Jesreel!“ Er wartete, bis das Lärmen sich legte, und wandte sich dann an die Eindringlinge: „Ich habe euch doch schon im Basar gesehen? Ihr seid offenbar Einwohner der Stadt?“ Geschickt hatte er die Bezeichnung Bürger vermieden. „Nun nennt eure Namen!“ „Osni heiße ich“, bellte der Grindige, und der andere schlug sich vor die Brust: „So wahr ich hier stehe, ich heiße Schumi.“

Elibaal, der nähergetreten war, als die beiden ihre Anklage gegen Naboth vorbrachten, hörte, wie ein besorgt dreinblickender Gast seinem Nachbarn zuflüsterte: „Zwei heillose Burschen, hausen in einer verkommenen Hütte vor dem Westtor. Denen möchte ich nicht über den Weg trauen!“ Zwei heillose Burschen? Elibaal war zusammengezuckt, da ihm diese Bezeichnung bekannt vorkam. Hatten nicht die drei Alten dort im Stadttor von zwei heillosen Burschen gesprochen? Schelmen, die zu jedem Meineid bereit wären? Ein furchtbarer Verdacht stieg in ihm auf: Dies alles hier war ein sorgfältig geplantes Verbrechen! Auf Naboths Leben war es abgesehen, und der Rat der Stadt, diese würdigen Alten da, allen voran der Ehrenmann Ahiham, sie alle steckten mit diesen beiden Schurken unter einer Decke.

Wenn nur der Meister hier wäre! Ihm hätte Elibaal anvertrauen können, was er dort unter dem Tor gehört – oder auch nur halb gehört hatte, was er sich aber jetzt, nach dem, was sich hier abspielte, zusammenreimen konnte. Und der Meister hätte Rat gewußt, diesem Schandplan begegnen und alles zum Besten kehren können.

Doch der Meister war noch immer auf dem Berge Tabor, wartete auf das, was der Herr ihm zu sagen hatte. Bitterer Zorn stieg in Elibaal auf: Was ist das für ein Seher, der in der Abgeschiedenheit des heiligen Berges seine Zeit mit Warten verbringt, während hier in Jesreel ein Unschuldiger verklagt wird! Mehr, was ist das für ein Gott, der tatenlos zusieht, wie ein Gerechter zu Tode gebracht wird!

Elibaal merkte nicht, daß er die Hände zu Fäusten geballt hatte und mit den Zähnen in hilfloser Wut knirschte. Jetzt verstehe ich, was ihr ehrwürdigen Ratsherren dort unter dem Tor verhandelt habt. Ein abgefeymtes Spiel habt ihr getrieben, ein Spiel, bei dem es um Naboths Leben geht.

Ich muß vortreten, dachte er, herausschreien, was ich da gehört habe. Doch es drang nur ein Keuchen aus seiner Brust. Was soll's, sagte eine Stimme in ihm. Sie glauben dir kein Wort! Du bist nur ein Junge, dazu aus dem Lande der Sidonier, die ja als Lügner überall verschrien sind. Laß es drum und mische dich nicht ein! Ein wilder Gedanke packte ihn: Laß doch diesen Herrn eingreifen, diesen Jahwe, der ja, wie dein Meister behauptet, alles sieht und alles hört. Sein ist die Sache. Nicht du, ein halbwüchsiger Fremdling, bist jetzt dran. Nein, Jahwe ist gefordert. Er mag die Hand erheben!

Seltsam! Wie sehr es beruhigt, wenn man einem anderen das Handeln zuschieben kann. Plötzlich schaut man wie ein Unbeteiligter zu, was da wohl werden wird. Naboth dort drüben: verwirrt, mit irrendem Blick, stotternd aufbegehend, jetzt aber hilflos die Hände ringend. Ahiham dagegen: Würde ausstrahlend, ganz der unbestechliche Richter, der – ohne Ansehen der Person – dem Recht zum Siege verhelfen wird. Und dann diese beiden da: heimlich einander anstoßend und frech in die Runde blickend, und da, haben sie nicht eben einen Blick des Einverständnisses mit Ahiham getauscht?

Großartig, wie dieser seine Rolle spielt: „Ihr habt gegen unseren bisher unbescholtenen Mitbürger Naboth eine schwere Anklage erhoben.“ Er räusperte sich, da ihm die Stimme schwand. Doch nun sagte er, ganz kühl und sachlich: „Es heißt im Gesetz, daß die Aussage zweier Zeugen gilt.“ Seine Augen streiften die Versammelten. „Es heißt auch, daß da kein Ansehen der Person gelten solle.“ Er richtete sich steif hoch. „Osni und Schumi genießen, wie man mir eben zuflüsterte, nicht den besten Ruf. Doch“, er mußte schlucken, „doch sie sind Männer Israels und wohnen bei uns. Wir müssen darum ihre Aussage hören.“

Nun hob die Hand, und Ahiiram fragte: „Du wolltest dazu etwas sagen, mein Bruder?“ Es klang in Elibaals Ohren wie Hohn, als Nun erklärte: „Ich meine, wir sollten sie unter Eid hören. Leisten sie den heiligen Eid, dann dürfen wir sicher sein, daß sie die Wahrheit bezeugen.“

Wie klug, und wie gemein! dachte Elibaal. Ein rascher Blick in die Runde: Alle nickten Beifall. Ihr Schurken von Ratsherren! Und ihr leichtgläubigen Bürger von Jesreel! Vertraut diesen beiden Schelmen und bringt einen Gerechten zu Tode! Wenn ich nur wüßte, aus welchem Grund! Was habt ihr davon, daß Naboth stirbt? Er hat euch doch nichts ange-
tan? Er war doch einer von euch, und eben noch habt ihr ihm alle Ehre erwiesen und ihn ganz oben an den Tisch gesetzt...

Elibaal wußte nicht mehr aus noch ein. Jenes Komplott dort unter dem Tor, und nun dies falsche Spiel hier: Wozu das alles?

Da, jetzt treten sie vor, setzen feierliche Mienen auf, erheben die Hand zum Schwur: „Die Götter sollen mir dies und das tun“, würgt Osni heraus, „wenn ich die Unwahrheit sage.“ Ahiiram nun: „Sprich, was du auszusagen hast!“ „Ich hörte es mit diesen meinen Ohren, wie der da“, sein Finger zielte auf Naboth, „Gott und den König lästerte.“ Ahiiram winkte gebieterisch: „Nun du!“ Und Schumi krächzte: „Ich war dabei, habe das auch gehört. Jawohl, der da hat Gott und den König gelästert.“ Er grinste frech. „Und dabei heißt es doch im Gesetz ausdrücklich: Gott sollst du nicht lästern und einem Obersten in deinem Volk sollst du nicht fluchen!“¹

Wie scheinheilig dieser Lügenbold das vorbrachte! Auch Elibaal wäre dieser Blendkunst erlegen, hätte er nicht gewußt, welch falsches Spiel man hier mit Naboth trieb. Er brauchte sich nicht umzusehen, wußte es auch so, daß Naboth verloren war.

„Ihr habt es gehört“, grollte Ahirams Stimme, „diese zwei Zeugen haben es beschworen: Naboth hat Gott und den König gelästert.“ Er machte eine Pause, als müsse er sich erst besinnen, und fragte dann: „Was, meint ihr, soll mit Naboth geschehen?“

Wie sie Blicke wechselten, Schultern zuckten, sich wanden! Zwei Zeugen hatten es beeidet. Aber was für Zeugen! Zwei heillose Burschen, so hatte Ahiram selber sie da unter dem Tor genannt, dessen war sich Elibaal jetzt ganz sicher, auch wenn er nur Bruchstücke jenes Gesprächs verstanden hatte. Zwei heillose Gesellen. Und doch, sie hatten es mit einem heiligen Eid beschworen. Wie das Gesetz es vorschrieb. Und das Gesetz mußte gelten, ohne Ansehen der Person.

Jetzt hob sich zögernd die erste Hand: „Schuldig!“ Gezielschele, doch nun ging ein halbes Dutzend Hände hoch: „Schuldig!“ „Schuldig!“ Und immer wieder: „Schuldig!“ Ahiram gebot Ruhe: „Ihr Männer von Jesreel, ihr habt gehört, wie zwei Zeugen unter Eid ausgesagt haben. Ihr habt als unbescholtene Bürger dieser Stadt daraufhin euer Schuldig gesprochen. Welches Urteil steht nach dem Gesetz auf Gotteslästerung?“

Tumult, Durcheinandergeschrei, Geschiebe, doch dann, immer lauter, immer fordernder, eingepeitscht von den beiden, die ein falsches Zeugnis gaben: „Steinigt ihn!“ „Steinigt ihn!“ „Steinigt ihn!“ Osni dazwischen, alle überschreiend: „Und wir, der Schumi da und ich, wir dürfen die ersten Steine werfen!“ Er stieß einen, der ihm widersprechen wollte, zurück. „Jawohl, so steht es im Gesetz: Die Hand der Zeugen soll die erste sein, ihn zu töten!“² Woher dieser Mensch das Gesetz so genau kannte? Nein, es gab für Elibaal keinen Zweifel mehr, Ahiram hatte die beiden Schurken für diese Gerichtsverhandlung sorgfältig vorbereitet. Jetzt packten sie Naboth und schoben ihn zur Tür hinaus, einen Wehrlosen, dem es unmöglich war, sich dem Unrecht, das sie ihm antaten, entgegenzustemmen.

Elibaal schlich weinend hinaus, ins Dunkel einer mitleidigen Nebengasse. Aus toten Augen sah er dem lärmenden Pöbel nach, der sein Opfer zum Stadttor trieb, dem Berghang zu, der vor dem Westtor lag. Elibaal biß die Zähne zusammen, um nicht schreien zu müssen. Jahwe, wenn du bist, wenn es dich wirklich gibt, warum, warum läßt du dies zu?

20 Ahab breitete die Arme aus, als wollte er seinen Haushofmeister umarmen. Im letzten Augenblick besann er sich, daß dies wohl etwas zuviel der Leutseligkeit sei, zumal Ahiram, dieser mürrisch vor sich hin schweigende Älteste der Stadt, Augenzeuge einer solchen Vertraulichkeit geworden wäre. Nein, auch wenn einem vor Freude das Herz hüpfte, ein König mußte Abstand halten! Also tat Ahab, als habe er den Weinberg umfassen wollen, der ihm durch einen schier unglaublichen Glücksumstand zugefallen war.

„Daß sich mein Wunsch so rasch erfüllen würde!“ Er wandte sich zu Ahiram um. „Es ist noch gar nicht so lange her, da sprach ich hier mit Naboth und fragte ihn, ob er mir nicht diesen Weingarten verkaufen wolle. Doch mit dem Mann war ja kein Reden!“

Er umfing das Terrassengelände mit einem Blick, in dem Besitzerfreude glänzte. „Und dann erfahre ich von der Königin, die ja immer gut unterrichtet ist, daß dieser halsstarre Naboth gesteinigt worden sei, weil er Gott und mich gelästert habe.“

Er unterbrach seinen Redestrom, da ihm auffiel, wie betroffen Ahiram ihn anstarrte. „Der König hat das erst von der Königin erfahren?“ würgte der Älteste hervor. Er griff sich an den Hals, da er begriff: Wir sind einer Täuschung zum Opfer gefallen! Ahiram fühlte sein Herz rasen. Jener Brief, auf den hin wir Naboth zum Tode verurteilten, war nicht vom König gekommen! Die Unterschrift war eine Fälschung gewesen. „Das Siegel –“ Ahab schüttelte verwundert den Kopf: „Was ist, Alter? Von welchem Siegel sprichst du?“ Ahiram rang nach Luft: „Ach, nichts, mein Herr und König! Ich dachte nur –“

Er verlor sich in unverständliches Gemurmel. Schlimm, dachte Ahab, schlimm, wenn alte Leute so nachlassen und anfangen, Unsinn zu reden. Doch der Alte schien nicht nur verwirrt, sondern einer Ohnmacht nahe. „Komm!“ Ahab packte Ahiram am Arm. „Gehen wir in die Höhle dort! Da

ist es angenehm kühl, da kannst du dich setzen und dich ein wenig erholen.“

Er winkte Obadja mit den Augen, der sogleich den anderen Arm des Ältesten nahm. „So, nun schön ruhig, mein Alter!“ begütigte Ahab und ließ Ahiram auf die Steinbank gleiten. Obadja eilte davon, kam rasch mit einem Krug frischen Wassers zurück, das er an der nahen Quelle geschöpft hatte.

Als Ahiram getrunken hatte, erkundigte sich Ahab freundlich: „Geht es uns wieder besser?“ Mit Genugtuung nahm er wahr, daß in das Gesicht des Ältesten wieder Farbe kam und der Schwächeanfall offenbar vorüber war. Und sogleich waren Ahabs Gedanken wieder bei dem Besitz, der ihm da so unerwartet zugefallen war.

„Dieser Naboth“, er sprach wie zu sich selbst, „so ein Narr, mich zu lästern!“ Er achtete nicht auf den Ältesten, der ihn mit lauschend geneigtem Gesicht beargwöhnte. „Da lästert mich dieser Mensch und bedenkt nicht die Folgen: Wer den König lästert, muß sterben, sein Vermögen aber fällt dem geschmähten König zu.“ Er wandte sich um und sah herausfordernd Ahiram an. „Und das ist doch wohl recht und billig, nicht wahr?“

Ahirsams Gedanken rasten. Keine Frage, der Brief mit dem Siegel des Königs war eine Fälschung gewesen. Wer aber hatte ihn dann geschrieben? Doch nur jemand, der Zugang zum Siegel besaß. Ahirsams Blick streifte Obadja. Ob der es gewesen war? Doch nein, aus welchem Grund wohl sollte Obadja, dessen Unbestechlichkeit jedermann anerkannte, eine so verruchte Tat begangen haben?

Und plötzlich sah Ahiram eine Gestalt ganz deutlich vor sich: Isebel! Sie hatte Zugang zu der königlichen Kanzlei und konnte sich das Papier beschaffen, das der König verwendete. Sie war auch in der Lage, sich das königliche Siegel unauffällig auszuleihen. Und die Unterschrift Ahabs? Ein kleiner Kunstgriff nur für diese Sidonierin! Überhaupt, diese Fälschung, die einem Mordauftrag gleichkam, entsprach so ganz dem Wesen dieser Frau. Für sie, die Tochter eines Königs, der durch Brudermord auf den Thron gekom-

men war, bedeutete es nichts Ungewöhnliches, mit einer solchen Meintat ihren Willen durchzusetzen.

Ahram biß seine vom Alter angegriffenen Zähne zusammen und hätte fast aufgeschrien, doch der Schmerz, der von den Wurzelnerven ausstrahlte, erinnerte ihn jäh an sich selbst: Wie steht es mit dir, Ahram? Warst du nicht eben dabei, alle Schuld auf diese Hexe aus Sidon zu schieben? Mann, sei nun ehrlich gegen dich selbst, mach dir nichts vor, gib zu, daß du dich mitschuldig gemacht hast! Gewiß, gewiß, du bist einer Täuschung zum Opfer gefallen, doch das spricht dich nicht frei. Im Gegenteil: Weil du den Brief für echt gehalten hast, bist du dem Mordbefehl gefolgt. Du hast die falschen Zeugen besorgt, du hast das Todesurteil sprechen und vollstrecken lassen. Egal, wer den Brief schrieb, Naboth mußte dafür sein Leben lassen!

Argloses Lachen! König Ahab, der sich glücklich preist, weil der gewünschte Weinberg ihm zufiel. Zufiel! Zufällig? Weiß er wirklich nicht, wie das zuing? Plötzlich beobachtete Ahram den König mit wachen Sinnen. War der wirklich so ahnungslos, wie er sich stellte? Dies aufgeregte Getue: „Jene Terrasse, Obadja, läßt du zum Gemüsegarten aufarbeiten, ja?“ „Die Rebstöcke –“ „Ach was! Wein habe ich genug. Was uns fehlt, sind Kräuter für die Küche.“

Obadja verstand: Gewürze, wie die verwöhnte Königin sie schätzte, anspruchsvolle Küchenkräuter aus dem Morgenland und von den Inseln dort im Meer, das die von Saba befahren. Hier im milden Jesreel mochten auch diese Gewächse gedeihen, die feuchte Wärme liebten. Vor allem aber: dieses Gelände hier lag so bequem, unmittelbar zu Füßen des Palastes. Ganz frisch konnte jetzt alles auf die königliche Tafel kommen.

Ahab war mit seinen Gedanken schon weiter: „Die Felswand dort drüben...“ Obadja nickte: „Grabstollen, Herr, die in das Innere des Berges führen. Naboths Vorfahren –“ „Weg damit!“ schnappte Ahab. „Da ist niemand mehr, der auf sie Anspruch hätte. Und Naboth selbst“, eine wegwerfende Handbewegung, „ist unter den Steinen begraben, mit denen man ihn zu Tode brachte.“ Ahab schob das Kinn vor.

„Laß also die Grabeingänge zuschütten und so verkleiden, daß sie nicht mehr ins Auge fallen!“

Ahram hörte nicht mehr hin. Er hatte sich mit geschlossenen Augen gegen die Höhlenwand gelehnt. Gut, wenn man einen so festen Halt hinter sich spürt! Ohne ihn würde man fallen, fallen ins Bodenlose. Die Gräber, sogar sie werden jetzt ausgelöscht. Naboths Vorfahren ruhen hier, Generation auf Generation. Jetzt werden sie zugemauert, über-tüncht. Und Naboth selbst? Keine Ruhestätte an der Seite seiner Vorfäter. Die Steine, die ihn trafen, decken ihn zu, die Felsbrocken, die heillose Burschen nach ihm warfen, sind sein Grab. Draußen im Steinbruch, wo die Aussätzigen sich verbergen, da liegt Naboth. Und ich, Ahram von Jesre-el, sprach das Urteil.

Sandalen knirschten nun auf Kies. Eine hagere Gestalt bog um die Steinmauer, trat jetzt aus dem Schatten der Ölbäume ins helle Licht.

Ahab war zurückgefahren, hatte beide Hände abwehrend vorgestreckt. „Elia!“ Hieß es nicht, er sei fortgeritten? Und jetzt ist er wieder hier, vergällt dem König die Stunde, da er sich seines neuen Besitzes erfreuen wollte. Ahabs Brust weitet sich, er muß tief atmen, am Zorn nicht zu ersticken. „Hast du mich gefunden, mein Feind?“ Trotzig hat es klingen sollen, doch nur Angst zittert durch die Worte. Und Ahab ballt die Fäuste, hört seine Zähne knirschen in verbissener Wut.

Da, jetzt spricht der Alte, den sie den Seher des Herrn nennen: „Ja, ich habe dich gefunden! Weil du dich verkauft hast, Unrecht zu tun vor dem Herrn. Du hast gemordet, dazu auch fremdes Gut geraubt. So, wie Hunde das Blut Naboths geleckt haben, sollen Hunde auch dein Blut lecken!“

Leise, gefährlich leise klingt die Stimme, die das Urteil spricht. Doch jetzt schwillt sie an, ist nun wie fernes Donnergrollen: „So spricht der Herr: Ich will Unheil über dich bringen und dich vertilgen samt deinen Nachkommen und will ausrotten von Ahab alles, was männlich ist, bis auf den letzten Mann, weil du mich erzürnt und Israel sündig gemacht hast.“¹

„Nein!“ Ahab zittert am ganzen Leibe. „Nein, ich habe doch nicht gewußt, was hier geschehen ist, ahnte es erst, als es längst geschehen war.“ Seine Augen flackern, die Stimme will ihm versagen. „Isebel war es.“ Er stampft mit dem Fuß auf, als könne das die Wahrheit seiner Worte bezeugen. „Sie nahm das Siegel und mißbrauchte meinen Namen.“

Elia hat die Augen halb geschlossen. Verachtung spürt er, als er sagt: „Du bist wie Adam, versuchst dich herauszuwinden genau wie er: ‚Das Weib, Herr, das du mir zugesellt hast, das gab mir, und ich aß.‘“² Der Seher schüttelt den Kopf. „Nein, König Ahab, deine Ausflüchte helfen dir nicht. Gewiß, Isebel schrieb, man solle Naboth steinigen, doch du kamst her und nahmst ein. Du bist in gleicher Weise schuldig wie dein Weib.“

Jetzt ist das Wettergrollen ganz nah: „Adam fand seine Strafe, die gleiche Strafe wie Eva. Auch du und Isebel, ihr beide seid schon von Gott gerichtet.“ Der Seher hebt die Hand und weist hinauf zu der Stadtmauer. „Auch über Isebel hat der Herr geredet: Die Hunde sollen Isebel fressen an der Mauer Jesreels!“

Ahabs Augen irren zur Höhe, hetzen an den Zinnen entlang, flattern zu den Feigenbüschen an der Quelle.

Er wankt, die Mauer droben scheint zu beben, die Ölbäume schlagen ihre Äste wie Hände über dem Kopf zusammen. Ahabs Knie geben nach, ein stechender Schmerz, als er vornüber sinkt. Wie scharf der Schotter auf dem Wege ist! Wie sich die Splitter in die weiche Grube unter der Kniescheibe bohren. Doch gut so, gut so! Ich habe es nicht anders verdient.

Ein knirschendes Reißen – mein königlicher Mantel, von oben an bis unten habe ich ihn aufgerissen. Weißlicher Staub da in meinen Händen. Ja, Ahab, nimm ihn und streu ihn dir auf dein Haupt!

Er schlägt mit der Stirn auf den Kies, schmeckt Staub im Mund und hört seine Stimme wie die eines Fremden: „Du Seher des Herrn, wie recht hast du. Ja, ich habe gemordet und zu Unrecht Erbe eingenommen. Bitte du den Herrn für mich! Vielleicht ist er mir doch noch gnädig.“

Keine Antwort, keine Stimme. Langsam hebt Ahab das Gesicht. Nein, da ist niemand, der antworten könnte. Der Seher ist fort, sein Knabe auch. Und Ahiram und Obadja? Auch sie sind gegangen. Alle haben ihn verlassen, ihn, den von Gott Gezeichneten. Er greift sich an die Stirn. Blut? Er muß sich verletzt haben, als er mit der Stirn auf den Schotter schlug. Blut auf der Stirn: das Zeichen Kains, der seinen Bruder erschlug...

21 Es war ein ungleiches Paar, das da unter der Sykomore auf der Steinbank saß: Obadja, der mit den Jahren füllig gewordene Haushofmeister, und der schlanke junge Mann mit den suchenden Augen. Die letzten drei Jahre hatten Elibaal zum Mann reifen lassen. Drei Jahre, die vergangen waren, seit er Elia verlassen hatte.

„Hast du Nachricht von deinem Meister?“ Elibaal zuckte mit den Schultern. „Seit Jahr und Tag nicht.“ Ein Schatten legte sich, während er sprach, über sein Gesicht. Obadja, der das sehr wohl bemerkt hatte, sagte darum nur zögernd: „Du bist jetzt drei Jahre in meinem Dienst, doch du hast mir noch immer nicht erzählt, aus welchem Grund du den Seher verlassen hast.“

Einen Augenblick lang befürchtete Obadja, mit seiner Frage zu weit gegangen zu sein. Er atmete auf, als Elibaal sich ihm zuwandte und ihm offen in die Augen sah. „Ich bin dir dankbar, Obadja, daß du diese Frage so lange zurückgehalten hast. Ich will ehrlich zugeben, daß ich noch vor Jahresfrist dir die Antwort verweigert hätte. Doch inzwischen bin ich mit mir ins reine gekommen, verstehe mein Verhalten und kann dir bei meiner Antwort ins Gesicht sehen.“

Obadja legte seine Hand auf den Arm des jungen Mannes: „Du weißt, wie sehr ich dich in mein Herz geschlossen habe. Der Herr hat mir keinen Sohn geschenkt, darum war ich glücklich, als du in meinen Dienst getreten bist. Sprich

ganz offen zu mir, du darfst sicher sein, daß ich mich bemühen werde, dich zu verstehen.“

Elibaal blickte über die Talsenke hin, die sich um die Höhe Schomrons zog. Doch er sah nicht die Arbeiter, die in den königlichen Gärten schafften, auch nicht die Handelskarawane, die zum Stadttor heraufzog. Er sah das Gesicht des Sehers vor sich, dies vom langwallenden Bart umrahmte Gesicht, die vom Wetter gegerbte Haut der Wangen, die tiefgefurchte Stirn und unter den Brauen ein Augenpaar, dessen Ausdruck schwer zu deuten war: Trauer und Mitleiden, Bitterkeit und Trotz, Verachtung und Hingabe, all dies und noch mehr schien aus diesen Augen zu sprechen.

Leise und verhalten begann Elibaal endlich zu sprechen: „Welch ein zerrissener, zwiespältiger Mensch! Jahre bin ich mit ihm durch das Land gezogen, habe mit ihm gehungert und gedürstet, mich mit ihm geängstet und getröstet. Aber verstanden habe ich ihn nie. Du weißt ja, daß er mich wieder ins Leben zurückgeholt hat. Und ich war ihm gefolgt, weil ich wissen wollte, wer der Gott ist, der ihm solche Kraft gegeben hat.“ Er hob anklagend die Hände. „Doch der Meister half mir nicht bei meinem Suchen, ließ mich allein.“ Er nickte Obadja zu. „Verstehst du: Der Herr, den ich immer gesucht habe, blieb mir verborgen. Und manchmal meine ich, ich sei heute ferner von ihm als je zuvor.“

Obadja hatte still zugehört und fragte erst nach längerem Besinnen: „War das der Grund, daß du deinen Meister verlassen hast?“ „Ja, eigentlich dachte ich das, doch jetzt weiß ich es besser.“ Er sah Obadja in die Augen. „Sei mir nicht böse, wenn ich ausspreche, was mich von ihm forttrieb. Enttäuschung war es, gewiß, doch nicht darüber, daß ich bei Elia nicht den Weg zum Herrn fand –“ „Sondern?“ „Enttäuschung, daß der Meister einen anderen mir vorzog!“

Er sah das Erstaunen auf Obadjas Gesicht und bekräftigte: „Doch, so war es, darüber bin ich mir heute im klaren. Du erinnerst dich: Elia hatte mich, als er vor Isebel floh, bei einer Amalekitersippe zurückgelassen, weil ich zu Tode erschöpft war. Er nahm mich wieder zu sich, als er vom heiligen Berg Horeb zurückkehrte, und bald danach geschah es:

Wir kamen, als wir an dem Dorf Abel Mehola¹ vorbeizogen, zu einem Acker, auf dem zwölf Joche Ochsen pflügten.“ „Muß ein reicher Bauer gewesen sein!“ warf Obadja ein, doch Elibaal überhörte es, sprach bereits weiter: „Und mein Meister? Was tat der? Lief auf den Mann zu, der offenbar zu gebieten hatte, warf seinen Mantel über ihn und gebot: Folge mir nach!“ „Und der tat's?“ „Er folgte ihm nach.“ „Sein Name?“ „Er heißt Elisa und ist der Sohn Schaphats.“²

Obadja meinte nachdenklich: „Ich verstehe: Mit dem Überwerfen des Mantels nahm Elia diesen Elisa in Dienst. Mit anderen Worten: Er erwählte ihn zu seinem Nachfolger.“ Er sah Elibaal von der Seite an. „Doch ich verstehe nicht recht, warum du das dem Seher so übelgenommen hast? Dich hatte der Seher doch nie als seinen Nachfolger ausersehen. Du warst doch immer nur sein Diener! Ja, du hattest nicht einmal Anspruch auf Belohnung, weil du ihm aus freien Stücken zu Diensten warst!“

Elibaal stieß hörbar die Luft aus: „Eben, eben! Um die Stellung als Diener ging es! Dieser Elisa brachte nämlich seinen Diener Gehasi mit. Und von dem Tage an war ich nicht mehr gefragt.“

Er schnippte mit den Fingern. „Gehasi tu dies, Gehasi tu das! Immer nur Gehasi! Elibaal war nicht mehr vonnöten, der konnte zusehen, wie Gehasi alles in die Hand nahm.“

Obadja vermied es, den jungen Mann anzusehen. „Ich kann dich gut verstehen, Elibaal. Da hast du dich Jahre hindurch bemüht, deinem Herrn ein zuverlässiger Diener zu sein, doch dann tritt eines Tages ein anderer an deine Stelle.“ Er neigte mitfühlend den Kopf. „So eine Erfahrung ist bitter, zumal wenn man jung ist und auf Anerkennung baut. Und dennoch“, er sah jetzt Elibaal in die Augen, „hast du nicht vorschnell gehandelt? Vielleicht hat dein Meister dich nur entlasten wollen, als er diesen Gehasi bei sich hatte?“

Ein Schatten legte sich über Elibaals Gesicht, als er erwiderte: „Du rührst da an eine Wunde, die noch heute schmerzt. Ja, ich habe meine allzu schnelle Entscheidung bereut und weiß jetzt, daß ich töricht gehandelt habe. Ich war eben noch ein Halbwüchsiger, der sich in seiner Ehre

getroffen fühlte und nicht erkannte, daß es bloße Eitelkeit war.“ Er reckte sich. „Heute würde ich mich bestimmt anders entscheiden.“

Obadja sann den Worten nach, sagte dann: „Es ehrt dich, daß du so sprichst. Doch da ist noch etwas anderes, was ich nicht begreife. Warum bist du, als du Elia den Rücken gekehrt hattest, nicht nach Zarpath zurückgegangen?“ „Meine Mutter ist schon bald, nachdem ich sie verlassen hatte, um dem Meister nachzufolgen, an Entkräftung gestorben. Ein sidonischer Kaufmann, den ich von früher her kannte und im Basar von Schomron traf, berichtete es mir.“ Er lächelte traurig. „Was sollte ich nun noch in Zarpath? Dort gab es niemanden, der noch auf mich wartete. Darum bat ich dich, mich in deinen Dienst zu nehmen.“

Obadjas Stimme klang sehr ernst, als er fragte: „Und das Suchen nach dem Herrn hast du aufgegeben?“ Elibaal fuhr herum: „Eben nicht! Ich will, ich muß ihn finden! Darum habe ich mich an dich und nicht an irgendeinen anderen hohen Herrn in Schomron gewandt.“

Er packte, alle Zurückhaltung vergessend, Obadjas Arm. „Ich erfuhr von Elia, daß du ein getreuer Diener des Herrn bist und seine Propheten vor den Schergen der Königin Isebel gerettet hast. Darum kam ich zu dir. Vielleicht kann ich bei dir den Herrn finden, zu dem der Meister mich nicht führen konnte.“

Ratlosigkeit zeichnete sich auf Obadjas Gesicht: „Wie sollte ich dir helfen können, wenn nicht einmal der Seher dir den Weg zeigen konnte?“ Er rauft seine Haare. „Überhaupt, wie sollte ein sterblicher Mensch imstande sein, dich – so mirnichts dirnichts zum Herrn zu führen! Den Herrn finden! So, wie man ein verlorenes Schaf findet oder ein neugeborenes Kälbchen? Nach eifrigem Suchen oder aber auch, weil man – ganz zufällig – darüber stolpert!“

Er ließ von seinen Haaren, sah Elibaal verzweifelt an. „Das wäre eine feine Sache, dich so einfach bei der Hand nehmen und dir sagen: Sieh mal, dort ist der Herr! Ganz einfach zu finden, du mußt nur ein paar Regeln befolgen.“ Er wurde eifrig. „Geh in die Wüste, faste und bete – und du

wirst den Herrn sehen! Oder: Gib Almosen und speise die Armen – und der Herr wird sich dir zeigen! Nein, nein, mein Freund, der Herr läßt sich nicht bannen oder beschwören.“

Jetzt packte er Elibaal bei den Schultern und rüttelte ihn. „Glaub mir, all das habe ich versucht, vor vielen Jahren, als ich so jung war, wie du jetzt bist. Und? Nichts! Du rufst, du flehst, du bettelst: Rede doch, Herr, rede! Und er, er schweigt. Er antwortet nicht, er läßt dich allein, mutterseelenallein.“

Doch Elibaal gab nicht nach: „Und dennoch hast du seine Diener beschützt und dabei dein Leben für ihn aufs Spiel gesetzt!“ Obadja griff sich mit beiden Händen an den Kopf. „Habe ich, ja, habe ich. Und wenn du mich fragst, warum, so weiß ich keine Antwort. Das ist eben das Unheimliche, das Starke und Gewalttätige am Herrn: daß er deine Hände und Füße lenkt, und du kannst nicht dagegen an.“ Er schlug sich an die Brust. „Da hast du dein Leben lang immer nur an dich gedacht, wie du zu Ehren kommst, zu Macht und Ruhm, wie du wohl auch Gutes tun kannst, und vielleicht gar, wie du ihn finden kannst. Verstehst du: Es ging dir immer nur um dich! Selbst dann, wenn du nach ihm fragtest.“

Elibaal starrte Obadja an. War das der sonst so gewandte Haushofmeister des Königs? Immer geschmeidig und jeder Lage gewachsen, wortgewandt und nicht so leicht in Verlegenheit zu bringen? So hatte Elibaal seinen Herrn gekannt. Und jetzt sah er einen ganz anderen Menschen vor sich, einen, der sein Herz öffnete und sich als ein ratlos Suchender offenbarte. Doch da sprach Obadja schon weiter: „Und dann geschieht – ganz unvorhersehbar und völlig unbegründet – dieses Seltsame: Du vergißt dich selbst und tust, was deinem ganzen Wesen widerspricht. All deine Selbstsucht wirfst du hin, als habe es sie nie gegeben. Du tust, was dir bisher als schlimmste Torheit galt: Du setzt dein Leben ein für andere, fragst nicht mehr nach deiner Sicherheit, denkst nur noch, wie du andere retten kannst!“

Er hatte Elibaal bei den Oberarmen gepackt und schüttel-

te ihn. „Und wer hat dich so verwandelt? Wer hat deine Klugheit zur Torheit und deine Schläue in Blindheit verwandelt?“ Er ließ Elibaals Arme fahren und trat einen Schritt zurück. „Es war der Herr! Nur er, kein anderer hätte das vermocht. Er macht dich zum Narren, der sein Leben einsetzt, als wäre es ein Nichts. Das tut der Herr, so geht er mit dir um.“ Obadja atmete schwer. „So unbegreiflich, so unmenschlich ist er, so erbarmungslos –“ Er brach erschrocken ab und flüsterte: „Was sage ich da!“ Seine Hände sanken herab, kraftlos, müde, alt. Und plötzlich schüttelte ihn ein lautloses Lachen. „Ach was! Er weiß schon, wie ich es meine, hat es schon gewußt, bevor ich es auch nur dachte. Er kennt mein Geschwätz, bevor es mir über die Lippen kommt. Und – er lacht über mich.“ Er schrie Elibaal an: „Hörst du? Der Herr lacht über mich! Über mein Gestammel und über meine Torheit. Er lacht – aber er lacht, wie ein Vater über das Lallen seines Kindes lacht. Er lacht, weil er von ganzem Herzen liebhat.“

Obadja schwieg. Sein Gesicht entspannte sich, ein Lächeln zuckte um seine Lippen, seine Augen, die durch Elibaal hindurchgeblickt hatten, lösten sich aus dem Ergriffen sein. Und jetzt war er wieder der königliche Hofbeamte, wie Elibaal ihn Tag für Tag erlebt hatte: glatt und geschmeidig, gefaßt und zurückhaltend. Kurz und eindringlich hatte Elibaal hinter die Maske schauen, diesen anderen Mann Obadja sehen dürfen.

Ich muß öfter mit Obadja über diese Dinge reden, sagte sich Elibaal. Mein Meister Elia hat sich, wenn ich mit ihm sprach, stets zurückgehalten. Es war, als stünde eine unsichtbare Mauer zwischen ihm und mir. Doch Obadja ist – trotz seiner hohen Stellung bei Hofe – ein Mensch wie ich, hat die gleichen Fragen, fühlt die gleiche Not.

„Sie kommen!“ Obadjas Stimme rief Elibaal in die Gegenwart zurück. Der Höfling wies auf eine Staubwolke, die sich breit auf der Straße von Jeruschalajim heraufwälzte. „Josophat, König von Juda, besucht Ahab, den König von Israel!“

Seltsam feierlich klang Obadjas Stimme, und Elibaal fühlte, daß es mit einem solchen Besuch etwas Besonderes

auf sich haben mußte. Auch in Zarpath hatte man aufmerksam verfolgt, was im südlichen Nachbarland geschah. Daher hatte Elibaal schon als Kind von dem heldenhaften König David und dem weisen Salomo gehört, der seinen Reichtum mit dem König von Zor teilte.³ Ihm war auch bekannt, daß sich das Königreich nach dem Tode Salomos gespalten hatte. Es mochten jetzt gut siebzig Jahre vergangen sein, überlegte Elibaal, seit die zehn Stämme des Nordens sich vom Hause Davids losgesagt hatten. Seither lebten sie wie zwei feindliche Brüder nebeneinanderher, die Nachkommen Davids zu Jeruschalajim, die einander ablösenden Dynastien des Nordreichs zu Schomron.⁴ Dunkel meinte Elibaal sich erinnern zu können, daß es gelegentlich auch zu kriegerischen Auseinandersetzungen gekommen war. Und jetzt stattete der Nachkomme Davids dem König Ahab einen Freundschaftsbesuch ab?

„Ahab und Josaphat verstehen sich gut?“ Obadja nickte: „Sie haben sich sogar verschwägert, Josaphats erstgeborener Sohn Joram hat eine Tochter Ahabs zur Frau genommen.“ Obadja verzog den Mund. „Aber ich weiß nicht, ob diese Freundschaft halten wird. Ahab ist seinem Weibe hörig, die Baal verehrt, Josaphat dagegen hält dem Herrn die Treue und hat alle Götzenaltäre in Juda zerstört. Wäre ich Josaphats Haushofmeister, ich würde meinem Herrn von einem Bund mit Ahab abraten.“ Er biß sich auf die Lippen, da ihm bewußt wurde, daß er gegen seinen König sprach.

Jetzt hatte die Staubwolke den Fuß der Höhe von Schomron erreicht. Hier bog der Zug von der alten Handelsstraße, die weiter in den Norden lief, ab und kam den Weg herauf, der zur Stadt führte. Ein Windstoß wehte den Staub auseinander, Reiter wurden sichtbar, Standarten flatterten, und Waffen glänzten im Sonnenlicht. Und nun löste sich ein mit Goldblech verkleideter Prunkwagen aus dem wirbelnden Staub.

Obadja und Elibaal waren an die Mauer des königlichen Gartens getreten, um besser sehen zu können. Von rechts her kam das verworrene Geräusch, das sich hören läßt, wenn eine Menschenmenge sich nähert. Und da quoll es

aus dem Südtor heraus: Krieger in schimmernder Rüstung, Hofleute dann, und hinter ihnen, auf einem Elfenbeinthron, König Ahab. Acht stämmige Sklaven trugen ihn, andere hielten das Gestänge des Baldachins, der die Sonnenstrahlen abwehrte. Ein zweiter, noch unbesetzter Thron wurde hinter dem des Königs Ahab sichtbar. Wie aufmerksam vom Gastgeber, auch dem König Judas einen Thron anzubieten!

„Und du, Obadja, bist nicht bei den Hofleuten dort?“ Ein Lächeln flog über das Gesicht des Hofmeisters. „Ich habe dringende Aufgaben vorgeschützt: die Vorbereitung des Festmahls, Beaufsichtigung der Dienerschaft, Bereitstellung der Gästeräume in der Burg.“ Er grinste spitzbübisch, für Elibaal ganz ungewohnt: „Es liegt mir nicht, im Haufen der Vielen dahinzutrotten, zu jubeln und dabei den von Rossen und Wagen aufgewirbelten Staub zu schlucken.“

Elibaal warf einen kurzen Blick auf Obadjas füllige Gestalt und konnte mit Mühe ein Schmunzeln unterdrücken. Wahrhaftig, es wäre eine Zumutung für Obadja gewesen, sich von der Volksmenge schieben zu lassen und sich dann, auf dem Rückweg, wieder den Berg hinaufzuquälen. Da war es freilich weit angenehmer, das Schauspiel aus der Ferne zu genießen.

Auf halber Höhe trafen die beiden Züge aufeinander. Jubelgeschrei brandete auf, als Ahab von seinem Thron stieg und Josaphat, der von seinem Prunkwagen gesprungen war, in die Arme schloß. Nun gaben sich die Könige den Bruderkuß, schritten unter dem tosenden Beifall des Volkes zu den beiden Thronsitzen und ließen sich von den Dienern hinaufheben, zwei Gleichberechtigte, ein jeder auf seinem Thron. Ein Trompetenstoß, die Sklaven hoben an, und in betonter Feierlichkeit bewegte sich der vereinigte Zug zum Stadttor hinauf. Jubelnde Massen auch dort, vor dem Tor und droben auf der Mauer, Kopf an Kopf, dicht gedrängt.

„Gehen wir! Hier gibt es nichts mehr zu sehen. Doch im Thronsaal, da können wir –“ „Wir?“ Elibaal war so erstaunt, daß er seinen Herrn unterbrochen hatte. „Du meinst, Herr, daß auch ich –?“ Obadja lächelte: „Ja, auch du, Elibaal!“ Er nahm ihn beim Arm und zog ihn mit. „Bin ich nicht der

Haushofmeister, der alles vorbereitet hat, was da jetzt abläuft? Und bist du nicht mein Leibdiener, der sich in meiner Nähe halten muß, um stets verfügbar zu sein?“ Er blinzelte dem jungen Mann aufmunternd zu. „Also komm schon! Niemand wird es wagen, dir den Zutritt zu verweigern.“

22 Beklommen blickte sich Elibaal um. Dies also war der Thronsaal, von dem er schon so oft gehört, den er aber noch nie betreten hatte. Auch die Menge der Hofleute, Offiziere und Beamten schien ergriffen von dem feierlichen Ernst, den der Raum ausstrahlte. Viele hundert Öllämpchen tauchten den Saal in glühendes Gefunkel. Das alterssatte Gelb der Elfenbeinschnitzereien, die vom Boden herauf bis zur Decke die Wände bekleideten, und das Blau der ausgesparten Flächen, das so herrlich mit dem polierten Goldblech kontrastierte: eine erlesene Farbgestaltung von Weißgelb, Meeresblau und Gold, so gekonnt, wie nur die Künstler aus Zor und Sidon es verstanden.

Die in Ehrfurcht erstarrte Menge der Auserwählten, die hier hatten eintreten dürfen, die schillernden Fächer aus Pfauenfedern, die sich leise bewegten und die Lampen schwanken ließen – all dies warf groteske Schatten, die an den Wänden im Reigen zu tanzen schienen. Dazu der betäubende Duft von Weihrauch, der aus goldenen Pfannen zur Decke stieg!

Inmitten all dieses Glanzes waren die beiden Throne abgestellt worden, auf denen die Könige saßen, Ahab und sein Gast aus Jeruschalajim. Leise sprachen die beiden miteinander, so vertraut, wie nur Brüder es sind. Es war so still, daß jedes Wort zu verstehen war. Es schien, als hielten alle, die dies erlebten, den Atem an, um sich kein Wort entgehen zu lassen. Von der Bruderschaft der Zwölf Stämme sprach Ahab, von den Ahnvätern Abraham, Isaak und Jakob. In bewegten Worten schilderte er die leidvolle Spaltung des Volkes in Nord und Süd und pries sich unendlich glücklich,

daß er dem König aus Juda nach so langen Jahren der Trennung endlich die Bruderhand reichen dürfe!

Elibaal lauschte mit Verwunderung. War das der Ahab, der Naboths Gut an sich gebracht hatte? War das derselbe, der vor Elia im Staube gelegen und um die Gnade des Herrn gefleht hatte? Dieser Mann da mit dem Goldreif im Haar, dieser Mann, der eben betuernd seine Hand auf sein Herz preßte und treuherzig dem Gast aus Juda in die Augen blickte: war das derselbe wie jener, dem der Seher des Herrn angesagt hatte: Die Hunde werden dein Blut lecken!?

Paß auf, Elibaal, jetzt spricht König Josaphat von Juda! Hör zu und erkenne, wie sehr er schon dem Werben Ahabs verfallen ist. Hörst du, was er da sagt? „Ich bin wie du und mein Volk wie dein Volk, wir wollen zusammenhalten wie Brüder, in guter wie in böser Zeit!“¹

Ein Aufschrei wie aus einem Munde, doch es sind Hunderte, die da schreien: „Heil sei Juda! Heil sei Israel! Wir sind ein Volk von Brüdern!“

Elibaal ist zusammengezuckt. Eine Hand hat seinen Arm gepackt. Ach, es ist Obadja, der ihm mit den Augen zuwinkt: Gehen wir!

Draußen trinkt Elibaal die reine Luft in vollen Zügen. Hier unter dem freien Himmel sind alle glänzenden Worte verweht. Dort drinnen, zwischen Elfenbein und Gold, spinnen Lügen feine Fäden, fangen ihre Opfer ein und saugen ihnen das Denken aus dem Hirn. Könige nennen das Staatskunst, doch das Volk wird diese hohe Kunst teuer bezahlen, mit Tränen und mit Blut.

Noch singen und tanzen sie: da drüben, wo sie über den Feuern Schafe und Ziegen an den Bratspießen drehen. Sie springen um den ganzen Ochsen, dessen Fett von den Rippen tropft und in der Glut verzischt. Sie hüpfen und hassen, suchen Fleisch zu ergattern und raufen um die fettesten Stücke. Was soll's, der König hat's gespendet, zur Feier dieses großen Tages, an dem wir wieder zu einem Volke werden.²

Die da tanzen und singen. Elibaal aber hat ein anderes Bild vor Augen; das der Meister ihm schilderte, als er er-

zählte, wie der Herr seinem Volk die Gebote gab: Hei, da tanzten sie auch um einen Stier, der aus Gold war und ihr Gott sein sollte. Und die hier? Sie springen und hüpfen um das fette Fleisch, und ihr Bauch soll ihr Gott sein –

„Nun komm schon!“ raunzte Obadja und zog ihn weiter. „Denen da wird das Jubeln schon bald vergehen.“

Nun saßen sie wieder auf der Steinbank im königlichen Garten. Das Lachen und Singen war hier nur verworren zu hören, gedämpft, als finge ein schwerer Vorhang es ab. Eli-baal sann noch immer Obadjas letzten Worten nach: „Du meinst, ihr Jubeln wird sich in Klagen verwandeln?“ Obadja wurde sehr ernst. „Es gibt Krieg!“ „Du meinst –“ „Ich meine es nicht, ich weiß es!“ Er sah sich forschend um, ob auch niemand ihr Gespräch belauschte, und sagte dann: „Ahab hat Judas König keineswegs aus reiner Freundschaft eingeladen. Er will vielmehr gegen die Aramäer zu Felde ziehen, die noch immer Ramoth besetzt halten.“ „Und dazu soll ihm Josaphat seinen Arm leihen?“ „Genau so ist es. In diesen Dingen ist Ahab klug wie eine Schlange, und wie mir scheint, ist ihm schon gelungen, was er von langer Hand plante: Josaphat hat sich in der Umschlingung der Natter gefangen und kommt nicht mehr frei.“ „Ich verstehe, dieser Spruch: Mein Volk ist wie dein Volk! Josaphat hat das ehrlich gemeint.“ „Und Ahab wird ihn bei diesem Wort nehmen!“

„Und du meinst wirklich, Ahab will den Krieg?“ Obadja stöhnte auf. „Als Haushofmeister sehe ich doch, was da vor sich geht. Während die da noch singen und tanzen, hat Ahab den Feldzug gegen Aram schon genau vorbereitet. Die Streitwagengespanne wurden in den letzten Wochen sorgfältig ausgebildet, Lasttiere für den Troß eingezogen, Waffen und Vorräte in großer Menge bereitgestellt, vor allem aber: Die Feldhauptleute haben bereits ihre Befehle und warten nur noch auf König Ahabs Zeichen.“

„Und König Josaphat“, überlegte Elibaal, „wird sich mit seinem Heer anschließen?“ Obadja versuchte zu lächeln, doch es sah eher nach Weinen aus, als er sagte: „Er wird sich winden und nach Ausflüchten suchen, er wird vielleicht gar

Ahab vorwerfen, ihn getäuscht und seine Freundschaft erschlichen zu haben, doch das alles wird ihm nichts helfen.“³ Obadja nickte todernst: „Er hat sich heute festgelegt, sich jede Freiheit selber genommen, als er so volltönend rief: Mein Volk ist dein Volk, und meine Rosse sind wie deine Rosse!“ Er vergrub die Finger in seinem Bart. „Du wirst es sehen, Elibaal, er wird sich mit seinem Heer Ahab anschließen. Er kann nicht mehr anders handeln, hat sich selbst die Hände gebunden.“

23 Erschrocken starrte Elibaal seinen Herrn an. „Der König will, daß wir ihn auf dem Feldzug gegen Aram begleiten?“ Obadja lächelte traurig: „Von dir sprach er nicht, sein Befehl galt nur mir.“ Elibaal rang die Hände: „Herr, du weißt doch, daß ich dich nicht alleinlassen werde.“ „Ich weiß, ich weiß, und ich erkenne deine Treue auch an. Um ehrlich zu sein, deine Anwesenheit wird mir mein Los erleichtern. Denn glaube mir: leichten Herzens folge ich dem königlichen Befehl nicht.“

Nur zu gut verstand Elibaal seinen Herrn. Der ältliche, füllig gewordene Haushofmeister als Teilnehmer eines Kriegszuges? Was soll das? Es war, als habe Obadja die Gedanken Elibaals erraten: „Ich habe meine Bedenken vorgebracht, doch der König will seinen Haushofmeister bei sich haben, damit auch im Feldlager der Ablauf höfischer Sitte gewahrt bleibe.“ Er zuckte ärgerlich die Schultern. König Josaphat nimmt seinen Hofstaat, der ihn hierher begleitet hat, mit nach Ramoth, und König Ahab meint nun, hinter Josaphat nicht zurückstehen zu dürfen.“

Elibaal verstand Obadja nur zu gut, als der aufseufzte: „Es bleibt uns also nicht erspart, mein Sohn.“ Seine Verzweiflung wirkte fast komisch. „Tagsüber Staub und Hitze, nachts auf kratzigem Stroh keine Ruhe wegen des Lärmens und Waffengeklirrs!“ Er klopfte dem jungen Mann auf die Schulter, als wolle er mit ihm sich selber trösten. „Du als

junger Kerl wirst das überstehen, doch ich alter Graukopf..." Er hatte den Satz nicht vollendet.

Immerhin war der König so großzügig, seinem Hofmeister einen einachsigen Streitwagen zur Verfügung zu stellen, doch keinen erprobten Lenker. Machla, der bisher Obadja gedient hatte, lenkt jetzt den Streitwagen des Königs. Und weil auch kein anderer Wagenfahrer frei war, sah sich Elibaal unversehens in dieser ihm völlig ungewohnten Rolle. Nur gut, daß die beiden Falben, von Machla bestens erzogen, jedem Zuruf oder Zügeldruck folgten.

Machla hatte, bevor sie aufbrachen, Elibaal noch geholfen, eine Sitzbank einzubauen, damit der Haushofmeister nicht zu stehen brauchte. Doch wie Elibaal es vorausgeahnt hatte, wurde diese Sitzgelegenheit gar bald zu einem Folterstuhl für Obadja, weil der ungefederte Wagen auf den holprigen Wegen bockte und sprang.

Die ersten Stunden wurden für Elibaal die schwersten, da er in seiner Unerfahrenheit Fehler machte, mal zu rasch, dann wieder zu langsam fuhr und so den Zug in Unordnung brachte. Anfangs hatte es ihn gekränkt, wenn die erprobten Lenker ihn wegen seiner Fahrfehler beschimpften oder verhöhnten, doch bald hörte er kaum noch hin. Als endlich Halt geboten wurde, fühlte er sich zerschlagen. Die Arme schmerzten vom ängstlich verkrampften Halten der Zügel, die Beine zitterten, da er sich bemüht hatte, die Stöße des Wagens mit den Knien abzufedern. Doch er unterdrückte alles Klagen, als er sah, wie mühsam sein Herr aus dem Wagen stieg. Obadja hatte es nicht lange auf dem Notstuhlgelassen, nur unter Schmerzen konnte er jetzt den gemarterten Körper strecken, jeder Wirbel tat weh, die Bauchdecke fühlte sich an, als seien alle Eingeweide losgerissen und durcheinandergebracht. Während Elibaal aß und trank, was da zur Hand war, saß Obadja teilnahmslos und stierte ins schwelende Mistfeuer.

Immerhin war man an diesem ersten Tage flott vorangekommen, da es immer talabwärts zur Jordansenke ging. Doch dann im Tal die Hitze und der Staub! Eine Erfrischung erst, als sie den Fluß an der Furt durchquerten. Wie Kinder

planschten die Gäule im Wasser, mit Peitschenhieben hatte Elibaal sie weitertreiben müssen.

Und nun die erste Nacht im Feldlager unter freiem Himmel. Elibaal war solche Nächte gewohnt. Wie oft hatte er da neben dem Meister gelegen und zu den Sternen hinaufgeschaut. Oft erwachte er, weil sich Obadja unruhig herumwarf und stöhnte. Ganz plötzlich fiel dann gegen Morgen aus heiterem Himmel der Tau, hängte sich an jeden Halm und verwandelte Spinnweben zu blitzenden Perlenketten, die sich zwischen den Ginsterbüschen dahinschwangen. In großen Tropfen, als habe es geregnet, lag der Tau auf den Schlafenden. Kalt wurde es, von einem Augenblick zum andern.

Zitternd erwachte Elibaal. Um sich warm zu machen, lief er zu den Pferden, die mit hängenden Köpfen im Stehen geschlafen hatten, und machte sich daran, sie mit Stroh trockenzureiben.

Die Talsohle dampfte, als die Sonne über das Gebirge Gilead stieg. Keine Frage, es stand wieder ein heißer Tag bevor. Elibaal sah zu den Bergen zurück, hinter denen Schomron lag. Golden glühten sie im Licht der frühen Sonne, während das Tal hier unten noch in violetten Schatten lag. Doch rasch schwang sich die Sonne höher, leckte den Tau von den Gräsern und fraß die Schatten weg. Schön brach das Licht wie eine Woge über das Tal. Nur die Mauer dort vorn, im Osten, stand noch drohend und scheinbar unüberwindlich vor dem fernen Ziel.

Dort müssen wir hinauf, dachte Elibaal, während er die Pferde anschrirte und vor den Wagen spannte. Obadja, der nach kargem Frühstück dem König seine Aufwartung gemacht und sich Weisungen für den kommenden Tag geholt hatte, kam jetzt zurück. „Späher sind bereits vor Tagesanbruch ausgeschickt worden.“ Er wies mit dem Kopf zu dem Gebirge Gilead. „Wir kommen jetzt in unübersichtliches Gelände. Es wäre zu gefährlich, ohne Absicherung vorzugehen.“

Er redete, als wenn er etwas von der Kriegskunst verstünde. „Wir müssen erfahren, wo die Aramäer stehen und

was sie vorhaben.“ Er schwang sich mit einem mühsam unterdrückten Seufzer in den Wagen, nachdem er die Decken, die Elibaal unter Aufbieten all seiner Beredsamkeit beschafft und behutsam ausgebreitet hatte. Nun endlich ließ er sich vorsichtig nieder, ein Mann, der sich in sein Schicksal ergeben hat, da er einsah, daß er ihm nicht entgehen kann.

Kein Windhauch in der Schlucht, durch die sie jetzt zogen. Staub knirschte zwischen den Zähnen, der Schweiß, der ihnen über die Stirn rann, zeichnete weiße Rinnen in die Schmutzkruste, die auf der Haut klebte. Dieser Bach war der Jabbok? Eher ein Bächlein nur, das sich zwischen Steingeröll einen Weg suchte, sich hier zwischen Oleanderbüschen verkroch und dort hinten über eine Steinbank plätscherte. Kühl war das Wasser, da nur an wenigen Stellen die Sonne bis in die Tiefe drang. Das „Schwarze Tal“ nannten sie diese Schlucht.¹ Ein passender Name, dachte Elibaal. Er musterte die Talsohle und erkannte, daß dieser jetzt zum Rinnsal geschrumpfte Wasserlauf in der Regenzeit wild tosend die Schlucht füllen mochte. Jetzt freilich lag der Talgrund weithin trocken und bot eine zwar beschwerliche, aber doch gangbare Straße, auf deren rundgeschliffenen Kieseln die Füße nur zu leicht ausglitten.

Elibaal ließ die Peitsche knallen, um die Pferde anzutreiben; sie wollten vor einem Soldaten scheuen, der erschöpft auf einem Felsblock hockte. Die Wände des kleinen Talkessels warfen die Scheltworte zurück, mit denen ein Hauptmann seine Krieger, die eine Pause einlegen wollten, hochscheuchte. Mißmutig rafften sie ihr Gepäck und die Waffen zusammen und trabten weiter.

Elibaal warf seinem Herrn einen Seitenblick zu. Ob wohl auch der Haushofmeister diesen kurzen Zwischenfall beobachtet und Schlüsse aus ihm gezogen hatte? Doch Obadja kauerte ergeben auf seinem Notsitz, sein Kopf flog bei jedem Ruck des Wagens zur Seite. Er merkte nichts von Elibaals Sorgen: diese unmutigen Krieger dort, würden sie eine Schlacht gewinnen können? Oder kündigte ihr Verhalten nicht bereits die kommende Niederlage an? Elibaals Ge-

danken flogen ihm voran, die Schlucht hinauf, durch das Gebirge Gilead und struppige Heide. Wo warteten die Aramäer? Wie weit war es noch bis Ramoth, um das der Streit ging? Und werden unsere Männer nach dem beschwerlichen Marsch überhaupt noch stark genug zum Kampf sein?

Elibaal fuhr zusammen. „So spricht der Herr: Du hast gemordet, Ahab, und hast fremdes Gut geraubt. Wie Hunde das Blut Naboths geleckert haben, so sollen Hunde auch dein Blut lecken!“ Die Worte des Propheten dröhnten in Elibaals Ohren, übertönten das Rasseln der Streitwagen, das Schepfern der Waffen und das Gefluhe der dahinstolpernden Krieger. Plötzlich war Elibaal hellwach. Würde der Gott des Elia, der Herr über Himmel und Erde, seine Ansage wahr machen? Werden die Aramäer – Elia hielt den Atem an – werden die Aramäer seine Vollstrecker sein?

Noch aber zog der Heerwurm unaufhaltsam voran. Dort vorn die von Goldblech schimmernden Streitwagen der Könige, dahinter einige zwanzig Gespanne, die unter wüstem Geschimpfe der Fahrer über den Kiesschotter des fast trockenen Bachgrundes polterten. Und Obadjas Wagen als letzter in dieser Reihe, wie es sich geziemt für einen Haushofmeister, der nicht Schwert und Bogen führt, und seinen Lenker, der ungewappnet nur die Peitsche schwingt.

Jetzt führte das Tal ein Stückweit geradeaus, so daß Elibaal auch das Fußvolk sehen konnte, das sich weit, weit vorn wie eine Schlange im Flußbett hinaufwand. Rasch einen Blick zurück: der Troß mit Lasteseln, Mulis und niedrigen Karren. Ein sorgsam geplanter Feldzug, alles weit-schauend vorbedacht, und doch: Was wird morgen sein? Und wieder hörte Elibaal die Worte, die sein Meister dem König ins Gesicht geschleudert hatte. Wann werden sie sich erfüllen?

Nach einer unruhigen Nacht, in der Kundschafter kamen und gingen, marschierte das Heer weiter. Bald zogen sie in dem mit herabgestürzten Blöcken übersäten Kiesgrund dahin, dann wieder zwang sie das enger werdende Flußbett, auf den Hang auszuweichen. Nur zu oft hielt Steinsturz sie

auf, herabgekommene Steinlawinen, die erst beseitigt werden mußten, um den Wagen die Weiterfahrt zu ermöglichen.

„Die Aramäer werden längst von unserem Anmarsch unterrichtet sein“, mutmaßte Obadja, als sie abends am Feuer saßen. Er stocherte in der matt schwelenden Glut aus getrocknetem Mist. „Und weil ihnen genügend Zeit bleibt, können sie sich einen Platz aussuchen, der geeignet ist, uns erfolgreich entgegenzutreten.“

Lautes Lachen scholl von dem hellodernden Feuer herüber, an dem die Könige saßen. „Woher die nur das dürre Reisig haben?“ wunderte sich Elibaal. „Hier wachsen doch nur Oleanderbüsche am Wasser entlang, und die sind frisch und grün, würden daher nie eine so helle Flamme hergeben!“ Obadjas Hand beschrieb eine abschätzige Bewegung. „Könige haben nun einmal besondere Rechte, mein Sohn.“ „Das heißt?“ „Sie können zum Beispiel auch dann, wenn man zu Felde zieht, Leute aussenden, die ihnen beschaffen, was sie für nötig halten.“ Er winkte zu den Bergen hin, die sich im Norden erhoben. „Droben im Gebirge Gilead gibt es Holz genug. Wenn die Winterzeit naht, regnet es dort oben reichlich und gibt dem fast undurchdringlichen Buschwald, der die Höhen bedeckt, ausreichend Feuchtigkeit.“ „Und du meinst wirklich, man habe Krieger dorthin geschickt, nur um Brennholz herbeizuschaffen?“ „Ich hörte, wie Ahab einigen Männern diesen Befehl erteilte.“ Obadjas Mund verzog sich. „Einen ganzen, langen Tag mußten sie sich schinden, damit die Könige jetzt am lodernden Feuer ihr Vergnügen haben.“

Elibaal schwieg nachdenklich. Selbst wenn es in den Kampf ging, blieben also die Unterschiede bestehen. Wer das Sagen hatte, konnte sich Bequemlichkeiten verschaffen, indem er andere für sich schuftete ließ. War das vielleicht auch ein Grund, daß Könige sich so rasch entschlossen, zum Schwert zu greifen?

Jetzt leckten drüben die Flammen so hoch, daß selbst die Streitwagen gut zu erkennen waren, die man auf einem ebenen Platz zu einer Wagenburg zusammengestellt hatte. Im

flackernden Widerschein des Feuers blitzte die Goldblechverkleidung an Josaphats Wagen hell auf. Doch was war das? Der Wagen davor, das war doch König Ahabs Gefährt? Doch so ganz anders sah es jetzt aus. Entfernt war die kostbare Verkleidung der Brüstung, roh und bloß zeigte sich das Holz, nichts unterschied mehr diesen Wagen von den vielen anderen, die dort standen.

Obadja war dem Blick Elibaals gefolgt. „Du wunderst dich, wie kahl König Ahabs Wagen jetzt aussieht? Nun, ich gebe zu, auch ich war erstaunt, als ich es eben bemerkt habe.“ Er zuckte unsicher die Schultern. „Ich vermute, daß Ahab seinen Wagen erleichtern will, um wendiger und behender zu sein. Du weißt ja, wie schwer Gold wiegt!“ Er schien seiner Sache nicht ganz sicher, als er abschließend sagte: „Sehr vernünftig, auf das Goldgepränge zu verzichten, um Gewicht zu sparen.“

Rufe am Fluß weiter oben, wo die Wachen standen. Hufgeklapper, dann tauchte ein Berittener ins Licht des Feuers, an dem sich die Könige erhoben hatten. Obadja und Elibaal waren ebenfalls aufgestanden und traten jetzt näher, um zu hören, was der Kundschafter zu melden hatte. Mit herrischem Wink wies Ahab einige Männer, die in Hörweite standen, zurück. Nur widerwillig befolgten sie die Weisung und warfen ärgerliche Blicke auf den Hofmeister, der mit seinem Diener nicht fortgewiesen worden war.

Ahab vergewisserte sich mit einem raschen Blick, daß kein Unberufener mehr in Hörweite war, und forderte nun den Boten mit einem Zurückwerfen des Kopfes zum Sprechen auf.

„Mein Herr und König, wir sind auf die Aramäer gestoßen. Sie sind uns von Ramoth entgegengezogen und lagern jetzt am Oberlauf des Baches, der da vor uns von Norden her in den Jabbok mündet.“

Josaphat wandte sich an Ahab: „Ist das nicht der Bach, dem wir hinauf nach Ramoth folgen wollten?“ „So ist es“, nickte Ahab. „Bei unseren früheren Feldzügen haben wir stets den nördlichen Anmarschweg gewählt, vom See Kinnereth an Aphek vorbei den Jarmuk herauf.“ Er biß sich är-

gerlich auf die Lippe. „Mit Bedacht habe ich diesmal diesen Weg hier genommen, um überraschend von Süden her den Aramäern in den Rücken zu fallen.“ Sein Gesicht verzerrte sich, als er hinzufügte: „Doch wie es jetzt scheint, können wir nicht mehr hoffen, die Feinde zu überraschen. Ihre Späher haben unseren Anmarsch zu früh entdeckt.“ Er straffte sich entschlossen in den Schultern. „Nun gut, morgen werden wir sie zum Kampf stellen!“

24 Ein glutheißer Tag, so heiß, daß man sich daheim in den Schatten gelegt hätte, um zu ruhen. Doch sie waren nicht daheim, sie zogen gegen die Aramäer ins Feld, um ihnen Ramoth abzugewinnen. Staub bedeckte ihre Gesichter, Sand knirschte auf ihren Zähnen. Melder kamen angehastet, rasselten ihre Botschaft herunter, stürmten wieder mit neuen Befehlen davon. Jetzt weitete sich das Tal zur Hochebene, und dort vorn rollte eine Walze wirbelnden Staubes heran. Schemen kaum erkennbar: Pferdeköpfe, Standarten, Lanzen und Schilde, auf denen sich die Sonne widerspiegelte. Sie stürmten mit dem Wind heran, der sie überholt und den Staub vor ihnen hertreibt. Das waren sie, die von den Spähern angekündigten Aramäer.

Das vereinigte Heer der Könige von Juda und Israel hatte sich, kaum daß die Ebene Raum gab, in die Breite entwickelt, die Schleuderer und Bogenschützen auf den Flanken, die Schwerebewaffneten im Zentrum, ein wenig zurück die Streitwagen. Die Könige schienen noch nicht entschlossen, wie sie die Wagen einsetzen sollten, und warteten ab.

Elibaal hielt seine Falben mit den Zügeln zurück. Sein Herr Obadja war ja kein Kriegermann, zählte eher zum Troß. Und Elibaal, sein Lenker? Der ließ die anderen gern voran. Was geht mich dieser Krieg hier an? dachte er. Mögen die von Israel und Juda sich um Ramoth schlagen, ich aber bin aus Zarpath, was habe ich mit Ramoth zu schaffen?

Ein rascher Seitenblick auf Obadja: dem schien es recht,

daß Elibaal das Gespann im Hintergrund hielt. Fast hätte Elibaal gelächelt, als er seinen Herrn da neben sich stehen sah. Wie fest sich Obadja mit seiner Leibesfülle an die Brüstung des Wagens lehnte! Das Bild eines königlichen Haushofmeisters, der sich auf Wirtschaftsführung und höfische Etikette verstand, aber völlig untauglich war als Krieger. Er hatte sich nicht einmal das Schwert umgegürtet, und mit den Speißen und dem Bogen, die in einer Halterung an der Brüstung hingen, wußte er gewiß nichts anzufangen.

„Dort vorn sehe ich König Josaphat in seinem Wagen“, ließ er sich hören, „doch wo ist Ahab? Ich kann ihn nicht entdecken.“ Elibaal nahm die Pferde noch ein wenig zurück, um nicht von den anderen Wagen, wenn sie losstürmten, mitgerissen zu werden. Nachdem es ihm gelungen war, den Abstand unauffällig zu vergrößern, hatte er Zeit, die Reihe der haltenden Streitwagen zu mustern. Dort rechts hielt, ein wenig vorgezogen, König Josaphat. Das Goldblech seines Fahrzeugs, sein königliches Gewand und das über ihm im Gegenwind flatternde Feldzeichen ließen schon von ferne erkennen, daß hier ein König hielt. Doch wo war Ahab? Es gab keinen anderen Wagen, der sich durch reiche Ausstattung und königlichen Prunk vor den anderen auszeichnete. Da sah ein jeder wie die anderen aus: mit zwei Rossen bespannt, links im Wagen stehend der mit einem großen Schild geschützte Lenker und rechts der mit Bogen, Wurfspießen und Schwert bewaffnete Kämpfer.

Elibaals Augen wanderten die Reihe der Wagen entlang. Der Lenker des vierten Wagens, war das nicht Machla? Ja, er war es! Dann mußte also der von ihm halb verdeckte Kämpfer zu seiner Rechten König Ahab sein! Elibaal wies mit der Peitsche hinüber: „Dort, Herr, im vierten Wagen erkenne ich Machla.“

Obadja nagte an seinem Bart. „Ahab hat sich als gewöhnlicher Krieger verkleidet. Was hat das zu bedeuten?“ Elibaal erfaßte es schneller: „Er will nicht die Aufmerksamkeit der Feinde auf sich ziehen!“ Obadja pfiff, was Elibaal verwunderte, wie ein Junge durch die Zähne: „Du hast recht, es kann gar nicht anders sein. Aber dann –“, er unterbrach

sich, da er vor dem Gedanken zurückschreckte, „aber dann werden sich alle Aramäer auf König Josaphat werfen!“

Elibaals Gedanken jagten. Welch heimtückische List! Ahab zieht als einfacher Krieger in die Schlacht und hofft, daß sich die Feinde auf den deutlich als König erkennbaren Josaphat stürzen werden. Ahab aber, ein namenloser Wagenkämpfer unter zwanzig anderen, kann aufatmen und zusehen, wie sein königlicher Waffenbruder sich der Übermacht zu erwehren sucht. Hinterhältig und heimtückisch ist das, gemein und eines Königs wahrhaft unwürdig!

Eine Bö treibt die Staubwolke auseinander, wirbelt sie hoch und wirft sie wie eine Decke auf die Heere, die aufeinander zustürmen.

Mit tränenden Augen späht Elibaal nach vorn, doch nur noch dichter wirbelt der Staub, aufgeworfen von vielen tausend Füßen und Hufen. Es trommelt, braust und schreit. Schlachtruf und Waffengeklirr, und über allem das Keuchen einer gehetzten Menschenmasse.

Jetzt prallen sie zusammen, Schwerterklingen und Todeschrei, das Schmerzgewieher verwundeter Pferde, Keuchen, Würgen und Fluchen. So also hört sich eine Schlacht an. Elibaal starrt aus staubverkrusteten Augen in die wogende Staubwolke. Da, jetzt wird sie lichter, das dunkle Rostbraun wird zu fahlem Gelb, aus dem hier und dort wehende Helmbüsche auftauchen, Lanzenspitzen aufblitzen und schattenhafte Reiter Lanzen schleudern.

Jetzt ist die Wolke vorbeigetrieben, dort vorn ganz klar das Schlachtgewühl, in dem Elibaal nicht Freund noch Feind unterscheiden kann. Ineinander verbissen ringen die Heere, Mann gegen Mann. Sie schlagen drein und wehren ab, stoßen zu und parieren. Das dröhnt, kracht und knirscht, das wettet, flucht, tötet und stirbt. Und hoch oben am klarblauen Himmel kreisen die Geier. Sie wissen, daß dies ihr Tag sein wird.

„Da!“ Elibaal weist aufgeregt nach vorn. „Unsere Streitwagen fallen dem Feind in die Flanke!“ Er steht wie verzückt, ein herrlicher Anblick, wie die Gespanne dahinjagen, mit wehenden Mähnen und schäumenden Mäulern, die

Fahnen und Standarten, die sausenden Peitschen, die blitzenden Waffen. Sauber ausgerichtet jagen sie dahin, über das Ackerland, das sich drüben breitet, als sei es eigens für diesen Zweck bestellt worden. Allen voran König Josaphat auf goldenem Wagen. Der Schaum der Rosse fliegt über das herrliche Zaumzeug, die Standarte Judas flattert im Fahrtwind, und König Josaphat reckt den Arm und schleudert die Lanze in die geduckt sich drängende Masse der Feinde.

Sind das nur einige zwanzig Wagen? Die Wucht ihres Angriffs, das Rumpeln der Räder, das Brüllen der Lenker: es ist, als rase eine Flut todbringender Walzen in die Reihen der Aramäer.

Elibaal steht, starrt und – zittert. Ein herrlicher Anblick, dieser Angriff der Streitwagen? Eine Woge des Verderbens! Der Tod reitet dort, mäht und mäht. Elibaals Hände umkrampfen die Zügel, zucken und rucken, so daß die Falben Schritt um Schritt zurückweichen und in den Gebissen schäumen. Elibaal sieht seinen Herrn nicht, hat vergessen, daß er einen Herrn hat, der da neben ihm steht, sich an die Brüstung klammert und vorgebeugt in das Getümmel starrt.

Jetzt sieht auch Elibaal das Verhängnis, das dort drüben, von Israels Wagenkämpfern noch unbemerkt, aus dem Hinterhalt bricht: die Streitwagen der Aramäer. Hinter einem weit sich hinziehenden Gebüsch haben sie gehalten und gewartet, bis ihr Augenblick kommt. Jetzt ist er da, jetzt fallen sie Israel in den Rücken!

Selbst Elibaals ungeschulte Augen erkennen, daß sie in der Übermacht sind. Er kann ihre Zahl in der Eile nur schätzen, doch es müssen mehr als dreißig sein¹. Doch jetzt hat Josaphat die Gefahr erkannt, sein Wagen bricht zur Seite aus, wendet und wirft sich der Übermacht entgegen. Die neben ihm folgen, versuchen ihn zu decken, Holz splittert, Eisen knirscht auf Eisen, und nun wieder dies durch Mark und Bein schneidende Schreien eines sterbenden Pferdes. Das schrillt, schreit und erstirbt.

Elibaal hat sich die Ohren zugehalten, würde am liebsten auch die Augen schließen, um nicht zu sehen, wie der Tod dort seine Sichel schwingt.

Es steht die Schlacht. Verbissen halten sie den Platz, die aus Aram und die aus Israel und Juda. Sie stemmen ihre Füße in den Boden, sie teilen aus und empfangen, sie töten und sie sterben, aber sie behaupten den Platz, auch dann noch, wenn sie hinsinken und verröcheln.

Elibaal schmeckt nicht mehr den Schweiß, fühlt nicht mehr den Staub zwischen den Zähnen, er riecht nur das Blut, sieht nur das Metzeln, hört nur die Flügel der Geier rauschen. Das also ist die Schlacht, nach der die Helden lechzen. Elibaal schreit grell auf. Irrsinn ist das! Irrsinn! Es reißt ihn herum, da eine Hand ihn schüttelt. Obadja, mich stärken? Nein, er selber will Hilfe und Trost. Entsetzen schreit aus seinen Augen. Doch nein, das ist nicht Angst, Abscheu ist es, Abscheu, daß es so etwas gibt, Ekel, daß Menschen so werden können –

Und noch immer hat das Würgen kein Ende. Noch über Toten ringen sie miteinander, stechen, schlagen drein und wüten, als ob sie nimmer müde würden. Wagentrümmern dort zur Rechten, Pferdebeine, die sich gen Himmel recken. Hat nicht vorhin Josaphat um Hilfe gerufen? Und was ist mit Ahab?

Ein Mann in zerfetztem Lederwams löst sich aus dem Gewühl, taumelt wie ein Betrunkener, schleudert den Schild weg und preßt nun die Linke auf die Wange, aus der es rot hervorquillt. Mit irren Augen stolpert er heran, blutige Blasen zerplatzen vor dem Mund, aus dem es schreit: „Em! Em! Emí!“ Mutter, Mutter, meine Mutter!

Er strauchelt und stößt die Linke vor, um sich abzustützen. Die Wange klappt herunter, Zähne blecken weiß, und aus der Schläfe springt pulsend ein hellroter Strahl. Ein Schwerthieb hat das Fleisch herabgeschält. Jetzt verdreht er die Augen, will schreien, doch aus dem Hilfeschrei nach der Mutter wird ein blasendes „Ebwi! Ebwi!“ Ein Mund, der nicht mehr „Emí!“ schreien kann.

Elibaal hat die Hände vor die Augen geschlagen, will nicht mehr sehen, wie herrlich der Heldentod sich selber stirbt. Was gilt noch ein Mann, der nicht mehr „Mutter!“ stammeln kann –

Obadja schreit gellend auf, ringt Elibaal die Zügel aus der Hand, drischt auf die Pferde ein. Die bäumen sich, Schaumflocken fliegen, irgend etwas zerreißt mit widerlichem Kreischen. Der Wagen taumelt, droht zu kippen, fängt sich im letzten Augenblick. Die Gäule rasen im Kreise, immer nur im Kreis. Elibaal hat sich gerade noch festkrallen können, um nicht aus dem Wagen geschleudert zu werden. Ist Obadja wahnsinnig geworden? Plötzlich, ganz unverhofft, kann Elibaal wieder denken. Der eine Zügel ist gerissen, darum jagen die Pferde im Kreis. Elibaal windet seinem Herrn die Peitsche aus der Hand, den heilen Zügel nun. Obadja sinkt in sich zusammen, kauert sich im Wagen hin, das Gesicht zwischen den Armen. Und Elibaal redet den aufgeschreckten Pferden zu, mit lauter, fester Stimme: „Ruhig, ihr Lieben, ruhig, ganz ruhig, ganz ruhig...“ Er weiß nicht, wieso er das jetzt kann, wird auch später nie herausfinden, warum ihm diese Gelassenheit geschenkt worden war. Er weiß nicht, will auch gar nichts wissen, er will nur leben! Und wenn er überleben will, dann müssen diese beiden da vorn wieder zur Vernunft gebracht werden: „Ruhig, ihr beiden! Ruhig, meine Guten, ruhig!“ Noch jagen sie dahin, nun aber geradeaus, über einen Sturzacker. Und jetzt werden sie langsamer, da der Wagen in dem weichen Boden tiefer einsinkt. Dann, ganz unvermutet, halten sie an, stehen und lassen die Köpfe hängen.

„Als wenn sie sich schämen!“ Elibaal hat es laut gesagt und muß, weil er erkennt, wie töricht das ist, laut auflachen. Er erschrickt vor seinem Lachen. Wie kann man nur lachen, wenn ringsumher gestorben wird! Gestorben? Nein, verreckt und gemordet!

Obadja ist bei Elibaals Lachen hochgefahren, zieht sich mit beiden Händen langsam an der Brüstung hoch und späht umher. „Wo sind wir?“

Ja, wo sind wir? Wenn Elibaal das nur wüßte! Doch er hat nicht auf den Weg geachtet, den die durchgehenden Pferde genommen haben, hat immer nur auf sie geschaut, ihre blanken Rücken, die wehenden Mähnen. Und hat geredet, geredet, immer nur geredet...

Ja, wo sind wir jetzt? Ein sich lang hinstreckendes Gebüsch verflochtener Dornen. Ist es nicht das, aus dem der Hinterhalt der Aramäer brach? Richtig, dort drüben, jenseits des Sturzackers, tobt noch immer der Kampf. Brüllen schallt herüber, Fluchen, Stöhnen und schmerzvolles Wiehern. Sie kämpfen noch, kämpfen noch immer. Als wenn sie nicht schnell genug sterben könnten.

Elibaal ist abgesprungen, hat den gerissenen Zügel gegriffen und versucht die beiden Lederteile mit einem sicheren Knoten wieder zu verbinden. Keine schwierige Aufgabe, lenkt aber ab von dem, was da drüben geschieht, und gibt Zeit zum Besinnen.

Nun ist er fertig, prüft die Verbindung und nickt zufrieden. Er steigt in den Wagen, hält die Zügel in der Hand, läßt aber die Pferde noch nicht antraben. Wohin auch? Wieder hinüber in das Schlachten? Ein Blick hinüber zu Obadja, der noch immer am ganzen Leibe zittert. Des Hofmeisters Blick irrt in die Weite, seine Lippen bewegen sich, mit Mühe bringt er heraus: „Ins Feldlager!“

Elibaal läßt die Zügel leicht auf den Rücken der Falben klatschen, und die gehorchen, ziehen sachte an, erst im Schritt, dann, als Elibaal mit der Zunge schnalzt, in leichtem Trab. Sie bringen den Sturzacker hinter sich, und da vorn ist auch schon der Weg, auf dem sie vom Jabbok heraufgezogen sind. Nun ist es nicht mehr weit zum Lager, in dem der Troß wartet. Der Tod aber, dessen tausend grausame Gesichter sie heute gesehen haben, hat sie noch nicht losgelassen, war mehr als nur ein wüster Traum.

25 Es tat gut, in das sacht glimmende Feuer zu starren. Jetzt lief eine zarte Welle über die Glut, weil ein Windhauch das Tal herabstrich. Elibaal hockte so dicht wie möglich vor den schwelenden Mistballen und streckte jetzt, als der Luftzug die zitternden Zungen höher lecken ließ, die Hände vor, um sie zu wärmen.

Feuer ist Trost und Zuspruch, dachte er, ist Nähe und Gesellschaft. Er nickte dem Feuer zu, wie man einem guten Freund zunickt, mit dem man sich auch ohne Worte versteht.

Ob Obadja wohl das gleiche empfand? Auch er hockte auf den Fersen, hatte die knotigen Hände vorgestreckt und blinzelte in die leis knisternden Flämmchen, die sich jetzt, da der Windhauch sich verlaufen hatte, duckten und in die glühende Asche zurücksanken.

Und Machla? Der königliche Wagenlenker trug noch die Spuren des Kampfes: sein Wams war zerfetzt, der um die Schläfe geschlungene Verband durchgeblutet. Den linken Arm trug er in einer um den Hals geknüpften Schlinge aus einem Leinenstreifen, den er vom Mantel abgerissen hatte. Jetzt bemerkte er Elibaals besorgten Blick und wehrte ab: „Nicht weiter schlimm!“ Er spielte den harten Krieger. „Nachdem der Pfeil herausgezogen ist, schmerzt es kaum noch.“ Eine müde Handbewegung nun. „Ein paar Tage, und ich bin wieder kampfbereit.“

„Du meinst, die Aramäer werden uns folgen?“ fragte Obadja. Machla schüttelte den Kopf. „Sie werden froh sein, uns abgewiesen zu haben. Die Schlacht hat ihnen hohe Verluste eingebracht.“ Er lachte hart. „Die überlebt haben, hocken jetzt um die Lagerfeuer, prahlen mit ihren vorgeblichen Heldentaten und lecken sich dabei die Wunden.“

„Wie wir!“ Elibaal fuhr sich erschrocken über den Mund, doch Machla schien ihm die Bemerkung nicht zu verübeln und nickte nur traurig: „Wie wir! Nur mit dem Unterschied, daß Arams König noch lebt, während Ahab –“

Obadja wandte langsam den Kopf und sah den Wagenlenker mitfühlend an. Er begriff, wie sehr der Tod des Königs diesen treuen Mann erschüttert hatte. Und doch, Obadja konnte es Machla nicht ersparen, Genaueres zu erzählen, er mußte wissen, wie es vorgegangen war: „Du hast uns nur gesagt, daß der König tot ist. Doch auch wenn es dir schwerfällt – berichte doch bitte, wie der König starb.“

Machla fuhr sich mit der Hand über die Schmutzschicht aus Staub, Schweiß und Blut, hielt sie nun in geringem Ab-

stand vor sein Gesicht und betrachtete sie, als sähe er sie zum ersten Mal.

Auch Elibaal hatte sich vorgeneigt, blickte aus halbgeschlossenen Augen auf diese Hand: ihr feines Geäder, die harten Sehnen und die geschmeidigen Gelenke. Ein Wunderwerk, diese Hand, geschaffen zu tausend Verrichtungen, zum Werken und Schaffen, zum Formen und Flechten, zum Streicheln und – zum Töten! Diese Hand da –

Elibaal lehnte sich zurück, als Machla zu sprechen begann: „Er hatte alles so klug bedacht: den Goldschmuck vom Wagen abgenommen, das kostbare Prunkgeschirr der Pferde gegen ein schlicht bäuerisches umgetauscht, sich selbst als einfachen Krieger gekleidet...“ Er lachte bitter. „Und die List gelang! Wie sich die Aramäer auf Josaphat warfen! Die Standarte, der Prunkwagen, der Kämpfer in der kostbaren Rüstung mit dem Goldhelm unter dem wehenden Federbusch: das mußte doch König Ahab sein!“

Er stieß mit einem Ast einen glimmenden Mistballen, der aus dem Feuer gerollt war, zurück in die Glut. „Bis dann Josaphat hart bedrängt um Hilfe rief. An der Stimme mag einer der vornehmen Aramäer, der Ahab kannte, gemerkt haben, daß dieser Herausgeputzte nicht König Ahab war. Jedenfalls, sie ließen ab von Josaphat, hielten ihn wohl für einen gewöhnlichen Krieger, der nur so herausgeputzt war, um sie zu täuschen.“

„Und dann entdeckten sie König Ahab?“ Doch Machla schüttelte den Kopf. „Sie wissen bis zur Stunde nicht, wer Ahab war, sie ahnen nicht, daß er schon tot ist.“

„Das verstehe ich nicht!“ warf Obadja ein. Um Machlas Mund zuckte es: „Verstehen!“ Seine Zähne knirschten. „Wer wollte schon verstehen, was geschah!“ Er riß sich zusammen. „Wir jagten durch das feindliche Fußvolk. Ich hatte nicht gespürt, daß mich ein Schleuderstein an der Schläfe traf, war so im Kampfesrausch, daß ich selbst den Pfeil, der meinen Arm durchbohrte, kaum bemerkte. Ich schlug mit der Peitsche nach einem Bauernlümmel, der seinen Bogen auf uns richtete. Das schwappende Ende meiner Geißel traf ihn genau zwischen die Augen, warf ihn zurück, dann kam

er unter unsere Räder. Aber –“ „Aber?“ „Aber der Pfeil war schon von der Sehne, als ich den Schützen traf.“ „Und? Und?“ „Der König neben mir schrie auf: Wende! Ich bin getroffen!“

„Getroffen!“ Obadjas Stimme zitterte. „Getroffen, wo?“ Wieder dieses verzweifelte Lachen des Lenkers! „Dieser Mann muß erkannt haben, an welcher Stelle Ahab tödlich zu treffen war.“ Er griff sich an den Hals. Obadja mißdeutete die Bewegung: „Er schoß ihn in den Hals?“ Machla schüttelte ärgerlich den Kopf. „Nein, den schützte die eiserne Halskrause, die der König in der Schlacht zu tragen pflegt.“ „Wo traf er ihn denn?“ drängte Obadja. „Mann, nun rede doch!“

Machla wandte ihm langsam das Gesicht zu: „Bis zum Gürtel schützte die Brünne den König, darunter deckte ihn der Kettenschurz.“ „Weiter!“ „Doch das Wehrgehänge –“ „Du meinst den Gürtel mit dem Schwert?“ „Mit dem Schwert, das noch in der Scheide steckte, da der König die Wurflanzen schleuderte.“ „Schon gut, schon gut!“ Obadja wurde immer ungeduldiger. „Nun sag endlich, wie es geschah!“ „Das Schwert hatte das Wehrgehänge und damit den Kettenrock herabgezogen.“ Machla deutete es mit Daumen und Zeigefinger an. „Nur so ein Stück Haut war frei...“ „Und da hinein...“ „Und da hinein traf der Pfeil.“

Sie saßen und starrten in die Glut, die zu verglimmen drohte. Machla reckte sich in den Schultern. „Ahab muß furchtbare Schmerzer gelitten haben, weil der Pfeil ihm die Niere durchbohrte. Und dennoch“, über das Gesicht des Wagenlenkers flog es wie Stolz, „und dennoch gebot er mir: Halt! Verlaß noch nicht die Schlacht. – Versteht ihr? Ich mußte die Pferde zurückwenden in die Schlacht, und der König warf weiter Speiß um Speiß, griff dann, als alle geworfen waren, zum Bogen, schoß und schoß.“ Machla schlug jetzt doch die Hände vor die Augen. „Und das Blut rann von seiner Seite in den Wagen, Blut, viel Blut, sehr viel Blut.“

Sie saßen und schwiegen, schwiegen mit versteinerten Gesichtern. Das Wort meines Meisters hat sich erfüllt, sann

Elibaal, Ahab ist tot. Er preßte die Lippen zusammen. Nein, noch nicht ganz ist das Wort, das der Herr durch Elia sprach, erfüllt. Noch nicht ganz. Noch ist nicht geschehen, was Elia über die Hunde sagte.

Machla schien aus einem Traum zu erwachen. „Was mir zu schaffen macht?“ Seine Hände verkrampften sich. „Daß ein einfacher Mann, was sage ich, ein Bauer oder Wanderhirt den König fällte! Wenn es ein Edler oder Großer unter den Aramäern gewesen wäre, aber nein, einer von diesen Hungerleidern, ein Mistsammler oder Ziegenmelker, so einer brachte den König zu Fall!“

Nur, weil der König sich listig verkleidet hatte! dachte Elibaal, doch er hütete sich, das auszusprechen. So also war das: König Ahab greift zur List, um seinem Geschick zu entgehen. Er verkleidet sich und taucht in der gesichtslosen Masse unter. Und es gelingt, die Feinde suchen ihn vergebens und werfen sich auf den Falschen. Aber der Herr, dieser Herr, der die Geschicke der Menschen und Völker lenkt, der ist nicht zu täuschen. Der schaut hinter jede Maske, der erkennt jede Verkleidung. Der sieht auch die winzige Blöße zwischen Panzer und Kettenrock. Der erwählt sich einen tumben Ziegenhirten zum Vollstrecker seines Willens.

Und plötzlich war sich Elibaal ganz sicher, daß auch der noch offene Rest des Gerichts sich an König Ahab vollenden werde.

Er konnte sich später nicht erinnern, wie lange sie da noch gehockt haben mochten. Als er erwachte, war König Josaphat mit dem judäischen Aufgebot schon abgerückt. Nichts hielt ihn hier noch bei Ramoth. Ahab, der Ramoth wiedergewinnen wollte, war tot. Für Juda aber war Ramoth bedeutungslos, ein Städtchen hoch oben in Gilead, weit ab von Jeruschalajim.

Und die aus Israel? Es lief, wie schon so oft: Der König ist tot. Männer, geht nach Haus, ein jeder in seine Stadt! Schon im Laufe der Nacht waren sie abgezogen, in kleineren oder größeren Gruppen, die von Jesreel und die von Megiddo, die aus der Ebene und die von den Bergen. Der König ist tot, was sollen wir noch um Ramoth streiten?

Die von Schomron nahmen den Wagen des Königs in ihre Mitte. Machla hielt die Zügel, stand mit verschlossenem Gesicht. Dicht hinter ihm folgte Elibaal mit Obadjas Wagen, und hinter ihnen marschierten mit hängenden Köpfen die andern. Ein Heer, das sich tapfer geschlagen hatte, das gekämpft und geblutet hatte, um nichts.

Über den Jordan zurück, dann das Tal hinauf nach Schomron. Stumm standen die Menschen vor dem Tor und in den Gassen, als das Heer mit seinen Verwundeten und dem Leichnam des Königs in die Hauptstadt einzog. Zur Burg hinauf, und dort, am Teich von Schomron, hoben sie den König aus dem Wagen und trugen ihn in die Burg, wo Königin Isebel sie mit steinernem Gesicht erwartete.

Elibaal sah seinem Herrn nach, der dem Leichenzug folgte, um der Königin Bericht zu erstatten. Elibaal vertraute seine Pferde dem Stallbuben an und wollte sich wenden, um zu gehen. Da fiel sein Blick auf den Wagen des Königs, der dicht am Zisternenteich stand. Schwarz verkrustet Ahabs Blut, das den Boden des Wagens bedeckte. Frauen waren dabei, es mit Wasser aus dem Teich aufzuweichen, arbeiteten mit Reisigbesen, bespritzten sich und lachten dazu!

Die Huren von der Stadtmauer! Sie sind es, die da so schamlos mit dem Blut des Königs verfahren. Man mag sie geholt haben, weil keiner der Krieger diese Arbeit verrichten wollte. Mit halboffenem Mund starrte Elibaal hinüber, wo jetzt ein paar Hunde dabei waren, aufzulecken, was aus dem Wagen geschwemmt wurde. Da war es wieder, das Wort, das Elia zu Ahab gesprochen hatte: „So spricht der Herr: Du hast gemordet, dazu auch fremdes Erbe geraubt. Die Hunde sollen dein Blut lecken!“¹

26 Elibaal empfing den Gast an der Gartenpforte. „Sei mir herzlich willkommen, Machla! Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie sehr ich mich freue, dich nach so vielen Jahren wiederzusehen.“ Er nahm Machla beim

Arm. „Meine Haushälterin wird uns gleich zu Tisch bitten. Bis dahin laß uns hier draußen in der frischen Luft verweilen. Dort in der Laube finden wir Schatten.“

Ein Steintisch und eine Bank, auf der schwellende Kissen zum Sitzen einluden. Ein Junge steckte den Kopf durch das Granatapfelgebüsch. „Auf dem Posten, Helek?“ lächelte Elibaal. „Nun, dann lauf und bringe uns den guten Roten. Du weißt schon, den vom Südhang.“

Der Kopf verschwand, und Elibaal hatte nun Zeit, seine Aufmerksamkeit dem Gast zuzuwenden. „Mir fiel auf, daß du beim Gehen die linke Schulter anziehst. Schmerzt die alte Wunde noch immer?“ Machla nickte. „Kannst du dich noch erinnern, Elibaal, was ich damals sagte, als wir nach der Schlacht am Feuer saßen?“ „Jedes Wort hat sich meinem Gedächtnis eingebrannt.“ Er seufzte. „Ein furchtbarer Tag, den ich nie vergessen werde. König Ahab tot, du selber verwundet. Aber du nahmst die Verletzung leicht und meintest, du könntest in wenigen Tagen wieder kampfbereit sein.“ „Siehst du, da habe ich mich getäuscht. Es war ja schon bemerkenswert, daß ich kaum Schmerzen empfand, doch das hatte darin seinen Grund, daß der Pfeil den Nerv durchschnitten hatte. Kurz und gut, ich kümmerte mich nicht um die Wunde, sie entzündete sich, tagelang lag ich im Fieber, und als ich mich endlich zu erholen begann, da begriff ich, daß ich den Arm nie wieder würde gebrauchen können.“

Er bewegte die Schulter vor und zurück, und Elibaal sah, daß der Arm willenlos pendelte. „Siehst du, er ist wie tot. Doch was soll ich klagen? König Ahasja hat mich dafür, daß ich seinen Vater Ahab nicht in die Hand der Feinde fallen ließ, gut belohnt. Ich habe alles, was ein Mann zum Leben braucht.“ „Wie kommt es nur, daß ich damals nichts von deiner Krankheit erfahren habe?“ Machla erwiderte: „Ich hatte mich zu meinem Bruder begeben, der droben in Galil einen kleinen Bauernhof besitzt. Und als sich dann herausstellte, daß ich nie wieder ein Gespann würde lenken können, blieb ich dort. Kürzlich erfuhr ich nun, daß du jetzt hier in Jesreel lebst, und da sagte ich mir: Besuche doch einmal Elibaal!“

Er sah sich anerkennend um. „Wenn ich mich nicht täusche, geht es dir nicht gerade schlecht!“ Elibaal lächelte: „Dies alles verdanke ich meinem Herrn Obadja.“ Trauer flog über sein Gesicht. „Vor zwei Jahren ist er gestorben und hat mir dieses Anwesen hier in Jesreel hinterlassen.“ Eine umfassende Handbewegung. „Haus und Hof, ein Stück fruchtbares Ackerland und diesen gepflegten Garten.“ „Ich wußte gar nicht, daß er auch hier Land besaß, kannte nur seinen Besitz in Schomron.“ „Den hat Obadja dem Sohn seines Bruders hinterlassen, dieses hier jedoch...“ Machla fiel ihm lachend ins Wort: „Hatte unser großzügiger Haushofmeister seinem getreuen Diener Elibaal zugedacht!“ „So ist es, und ich werde ihm dafür noch lange dankbar sein.“

Er brach ab, da der Knabe mit einem Weinkrug und Bechern kam. „Ich habe, Herr, auch gleich noch ein Rosinenbrot mitgebracht, weil ich mir sagte, daß dein Gast den Wein sicher nicht auf nüchternen Magen trinken mag.“ „Schon gut, mein Junge, und den groben Hunger werden wir mit dem Essen stillen, das deine Mutter uns zubereitet.“

Als der Junge wieder gegangen war, tranken sie sich zu und gedachten vergangener Zeit. Machla wies auf den Nachbargarten: „Ist das nicht der Weinberg von jenem Naboth, der gesteinigt wurde?“ Er sah Elibaals Zustimmung und fuhr fort: „War ein untadeliger Mann, wurde zu Unrecht verurteilt. Doch das erfuhr ich erst später, als sich herumsprach, was der Gottesmann Elia dem König als Strafe des Herrn angekündigt hatte.“

„Elia!“ Elibaal griff den Namen auf. „Wie oft habe ich mir Vorwürfe gemacht, daß ich ihn verließ.“ Er hob hilflos die Schultern. „Gewiß, Elias Diener Gehasi drängte mich beiseite, so daß ich mir überflüssig vorkam, und dennoch hätte ich –“ „Ach was!“ winkte Machla ab. „Mache dir doch deswegen nicht jetzt noch trübe Gedanken!“ Und um Elibaal von Selbstvorwürfen abzulenken, warf er die Frage hin: „Hast du eigentlich auch später noch von Elia gehört? Das letzte, was ich über ihn erfuhr, war, daß er auch Ahabs Thronfolger Strafe ansagte.“

„Ahasja!“ Elibaal schüttelte den Kopf. „Sein Vater war Isebel verfallen, doch er starb als tapferer Krieger. Ahasja aber?“ Machla lachte lautlos: „Stimmt, ein unwürdiges Ende eines Königs! Fällt vom Dachgarten durch das Oberlicht in das darunter befindliche Stockwerk und bricht sich das Rückgrat.“ Er schüttelte seine leblose Rechte. „Mit dem Schaden, den ich in der Schlacht erlitt, kann ein Mann in Ehren leben. Doch ein König, der durch eigenes Ungeschick durch das Gitter des Oberfensters bricht...?“ Nein, Machla konnte zu einem so wenig königlichen Ende nur den Kopf schütteln.¹ Er besann sich, was er eigentlich hatte sagen wollen: „Ach ja, damals habe ich zum letzten Mal von Elia gehört.“ Er sah Elibaal an. „Und du? Weißt du, wo er geblieben ist?“

„Er ist nicht mehr unter den Lebenden...“ Es schien, als müsse er nach den rechten Worten suchen. „Einer der Propheten von Bethel kehrte bei mir ein. Und als ich erwähnte, daß ich Elia lange Zeit als sein Diener begleitet habe, erzählte er mir, Elia sei – ich weiß, das hört sich unglaublich an – also: Elia sei in einem feurigen Wagen gen Himmel gefahren!“² Machla saß mit offenem Mund, stieß dann heraus: „In einem brennenden Wagen? Wie sollte denn ein Wagen brennen? Und wenn es geschähe, dann müßte doch der, der in ihm sitzt, auch verbrennen!“ Er schüttelte abwehrend den Kopf. „Das ist mir zu hoch!“ Doch dann kam ihm ein anderer Gedanke: „Aber immerhin, Elia war ein Seher des Herrn. Er hat Wunder vollbracht, wie wir beide sehr gut wissen. Seine Prophezeiungen haben sich allemal erfüllt.“ „Bis auf die letzte!“

Elibaal biß sich auf die Lippen, doch das Wort war heraus, das verriet, wie sehr ihn noch immer die Zweifel plagten. Machla blickte ihn prüfend an. „Du denkst an das, was der Seher zu Isebel sagte?“ „Genau dies: Die Hunde sollen –“ „Schon gut, schon gut!“ fiel Machla ein. „Die Worte dröhnen mir noch immer in den Ohren.“ Er überlegte. „An Ahab hat sich vollstreckt, was Elia ihm verkündete. An Ahabs Thronfolger Ahasja ebenfalls.“ Er nahm die Finger zu Hilfe, zählte ab. „Sechs, nein, sieben Jahre sind vergangen, seit Ahab ne-

ben mir verblutete. Doch Isebel...“ „...treibt ihr Unwesen noch immer!“

Elibaal faßte Machlas Arm. „Du hast gehört, daß sie in Schomron nichts mehr zu bestellen hat? Joram, der seinem verunglückten Bruder Ahasja auf dem Thron folgte, hat sie ja aus dem Palast gewiesen.“ „Sie muß sich schon übel aufgeführt haben, wenn ihr eigener Sohn sie verstieß.“ Elibaal wies mit einem Kopfnicken zur Stadt hinauf: „Und seitdem stiftet sie hier in Jesreel Unheil! Wo ein Gerücht durch die Gassen flattert, wo ein Ehrbarer verleumdet oder eine Ehefrau der Untreue bezichtigt wird, da hat bestimmt Isebel ihre Finger im Spiel.“

„Mischt sie sich denn unter das Volk?“ wunderte sich Machla. „Früher war sie doch stets auf Abstand bedacht und ließ sich nie außerhalb des Palastes blicken.“ Elibaals Gesicht verdüsterte sich, als er antwortete: „Joram hat ihr auch den Winterpalast hier in Jesreel verweigert.“ „Ah, sie wohnt in einem Haus in der Stadt?“ „Du wirst es nicht glauben wollen, Machla: Sie wohnt bei den Dirnen am Stadttor!“ „Bei den –?“ „Ja, bei den Verworfenen, die sich für Silber oder einen Scheffel Weizen verkaufen.“ „Die Tochter eines Königs...“, „...der durch Brudermord den Thron gewann!“ „Gewiß, gewiß! Und dennoch: eine Königstochter und dazu die Königin in Israel.“ „Und jetzt eine Hausgenossin der käuflichen Weiber am Tor.“ „Sie muß sich bei den Dirnen wohlfühlen. Wie anders läßt es sich erklären, daß sie sich wie eine Dirne gibt?“ Er wurde lebhaft. „Sie schminkt sich grell, färbt sich die Haare und putzt sich heraus wie eine, die nach Freiern ausschaut. Sie ist eine Schande für alle Ehrbaren in Jesreel!“

Machla meinte nachdenklich: „Ob nicht auch solche Verworfenheit eine Strafe des Herrn ist?“ Elibaal war überrascht, weil er solche Gedanken bei dem alten Kriegsmann nicht vermutet hatte. „Du meinst –“ „Ich meine, eine Königin im Haus der Huren sollte auch dem Gedankenlosesten klarmachen, wie tief sinken kann, wer der Aschera dient!“

Erst nach längerem Schweigen ließ sich Elibaal wieder hören: „Du erstaunst mich, Machla. Bisher kannte ich dich

nur als zuverlässigen Diener unseres Herren Obadja und als tapferen Wagenlenker des Königs. Jetzt aber, da wir uns nach langen Jahren wiedersehen, erkenne ich, daß du dir auch über Glauben und Hoffen Gedanken machst.“ „Schon als Obadjas Diener habe ich den Baalen abgesagt und mich dem Herrn ergeben.“

Elibaal stöhnte leise. „Wenn ich das doch auch von mir sagen könnte! Du, Machla, glaubst und vertraust. Ich beneide dich darum. Denn, weißt du, ich will zwar glauben, kann es aber nicht – ich muß Beweise sehen!“ Hastig sprach er weiter: „Ja, ja, ich fand Beweise, als ich Elia folgte, in seinen Worten, vor allem aber in dem, was er vollbrachte.“ Ein bitteres Auflachen. „Doch dann schmolzen sie wieder dahin, auf der Flucht, in den Nächten der Angst, als ich begriff, daß auch der Seher ein Mensch war, ein Mensch voller Zweifel, so ganz ohne Vertrauen, nur von der Angst geschüttelt, sein liebes Leben zu verlieren.“

Er schlug die Hände vor das Gesicht. „Und wenn er glaubte, dann an diesen unsichtbaren Herrn, den kein Mensch begreifen kann.“ Er streckte die Hände vor, spreizte die Finger und bewegte sie, als wenn er ein unsichtbares Ding fassen wollte. „Verstehst du, Machla: Begreifen! Erfassen!“ Er ließ die Hände fallen, als gehorchten sie ihm nicht. „Doch immer griff ich ins Leere! Dieser Herr war nicht zu packen.“

Machla hatte still zugehört, mit unerschütterlichem Gesicht, nur in seinen Augen jagten sich die Empfindungen. Doch Elibaal war noch nicht am Ende: „Die Beweise, die ich vermeinte erlebt zu haben, hatte mir Elia wieder zerschlagen, mit seiner Angst, mit seiner Flucht. Und trotzdem glauben und vertrauen? Nein, nein, das kann ich nicht!“ Er fuhr herum, sah Machla in die Augen. „Das war wohl auch der tiefste Grund, weshalb ich Elia verließ, als Elisa zu uns kam. Elisa war wie Elia, geht seinen Weg in blindem Vertrauen auf den Herrn. Und wenn er – wie Elia – zehnmal wankt und flieht, er fängt sich immer wieder, kehrt um, stellt sich und ist trotz aller Angst bereit, einen neuen Auftrag des Herrn anzunehmen.“

Machla verstand die Not des Freundes. „Du willst Beweise und erhältst sie nicht. Auch ich kann sie dir nicht liefern. Beweisen kann sich nur der Herr selbst.“ Er legte seine gesunde Hand auf Elibaals Schulter. „Doch verliere nicht die Geduld. Der Herr ist nicht nur mächtig, er ist auch freundlich. Vielleicht läßt er sich herab und schenkt dir den Beweis?“ Er reckte sich und blickte zum Himmel hinauf. „Bei ihm ist alles möglich.“

Helek steckte seinen Wuschelkopf erneut durch die Hecke: „Mutter läßt bestellen, das Essen ist fertig!“ Elibaal erhob sich: „Nun, Machla, dann wollen wir der Kunst der guten Mutter Jeruscha die Ehre erweisen!“

Als sie dem Jungen, der vorauslief, folgten, erkundigte sich Machla: „Jeruscha? Ist sie deine Frau?“ „Nein, ich bin noch immer nicht verheiratet, habe die Rechte noch nicht gefunden. Und Jeruscha?“ Er lächelte. „Jeruscha könnte den Jahren nach meine Mutter sein. Sie ist die Witwe Gaddis, der –“ „– der in der Schlacht von Ramoth fiel?“ Machla suchte seine Erinnerungen zu wecken: „Kann mich gut an ihn erinnern, war ein rechter Israeliter! Und seine Witwe...“ „...ist unsere gute Jeruscha!“ „Und dieser muntere Knabe Helek ist sein hinterlassener Sohn.“ „Ja, er war, als Gaddi fiel, eben entwöhnt. Da nahm mein Herr Obadja die Witwe und ihren Sohn bei sich auf, und als Obadja starb, übernahm ich mit diesem Haus hier Mutter und Sohn.“ Er schmunzelte. „Ich bin nicht schlecht damit gefahren, Jeruscha ist eine vortreffliche Hausfrau, und der Junge – nun, du hast ihn ja gesehen und kannst dir selbst ein Bild machen.“

Sie hatten das Haus erreicht und traten ein. Sie legten die Sandalen ab und ließen sich von Helek, der schon alles bereitgestellt hatte, die Füße waschen. Wohlig streckten sie sich auf den üppigen Liegekissen und sahen zu, wie Jeruscha die Speisen auftrug, wobei ihr Helek geschickt zur Hand ging.

Machla nickte der Frau zu: „Ich freue mich, Jeruscha, dich hier im Hause meines Freundes Elibaal wiederzutreffen.“ Er sah das Erstaunen in ihren Augen. „Du erkennst

mich nicht wieder? Ich bin Machla, König Ahabs Wagenlenker.“ Er wurde ernst. „Und Gaddi war mir ein lieber Waffengefährte, auf den ich mich stets verlassen konnte.“

Die Frau war verwirrt. „Machla! Wahrhaftig, jetzt, wo du es sagst, erkenne ich dich.“ Sie errötete. „Der volle Bart, den du jetzt trägst, ließ dich ganz fremd erscheinen. Ich hoffe –“ sie verhaspelte sich, „ich denke, du wirst es mir nicht verübeln, daß ich dich nicht gleich erkannte?“ Machla strich sich lächelnd über seinen Bart, der ihm bis auf die Brust reichte: „Nun, seit wir uns zuletzt sahen, sind sieben Jahre vergangen. Da kann sich ein Mensch schon sehr verändern.“ Er nickte ihr zu. „Und dann mein Bart! Damals, als ich als Krieger im Dienst des Königs stand, hatte ich noch keinen. Nein, Jeruscha, ich verdenke es dir nicht, daß du mich nicht gleich erkannt hast.“

Er sah Helek an, der den Wein auftrug. „Und dein Sohn da wird dich oft an unseren wackeren Gaddi erinnern.“ Er erkannte, daß die Erinnerung an Gaddi die Frau traurig stimmte, und lenkte feinführend ab: „Wie freue ich mich, daß du es mit deinem Sohn hier so gut angetroffen hast; ich wünsche euch beiden allen Segen des Herrn!“

Sie bedankte sich mit einem Neigen des Kopfes und bat dann: „Doch nun laßt den Lamnbraten nicht kalt werden, ihr Herren! Ich hoffe, er wird euch schmecken.“

Nach der Mahlzeit, als sie sich in dem Essigwasser, das Helek gebracht hatte, die Hände gewaschen hatten, rückte Machla mit den Neuigkeiten heraus, die er unterwegs erfahren hatte: „Weißt du, daß große Veränderungen bevorstehen?“ Er räkelte sich auf dem bequemen Polster und genoß die Überraschung, die sich auf Elibaals Gesicht widerspiegelte. „Große Veränderungen, Elibaal, die das Ende des Hauses Ahab bedeuten können.“ „Du machst mich neugierig.“ „Erinnerst du dich an Jehu?“ „Du meinst Jehu, den Sohn Josaphat ben Nimschis?“ „Ebenden! Dann Erinnerst du dich auch, daß er mit seinem Wagenlenker Bidkar zur königlichen Leibwache gehörte. Und nun hör gut zu: Dieser Jehu hat eine Empörung gegen König Joram angezettelt!“

Elibaal begriff nicht: „Ich denke, das Heer liegt vor Ramoth in Gilead?“ „Richtig, sie belagern wieder einmal – wie damals unter Ahab – die noch immer von den Aramäern besetzte Stadt. König Joram wurde verwundet und befindet sich jetzt hier in Jesreel, um seine Wunde auszuheilen. Und während er das tut, hat Elisa – ja, Elisa, der Nachfolger des Elia – eine Nachricht an den Feldhauptmann Jehu gesandt, der noch mit dem Heer vor Ramoth liegt: Du sollst das Haus Ahabs schlagen, daß das ganze Haus Ahabs umkomme.“ „Und?“ „Jehu hat sich aufgemacht, das Wort Elisas wahrzumachen.“ „Woher weißt du das?“ „Ich traf vor dem Tor einen Kundschafter, den Jehu vorausgesandt hat, um festzustellen, ob sich König Joram noch hier aufhält.“ Er bemerkte den Zweifel in Elibaals Augen und erklärte: „Du kannst sicher sein, daß der Mann mir die Wahrheit sagte.“ „Er sprach über seinen geheimen Auftrag?“ „Weil wir alte Waffengefährten sind! Ich habe ihn – das war noch unter König Ahab – im Fechten ausgebildet und später auch als Wagenlenker geschult. Er weiß, daß ich ihn nicht verraten werde, und darum vertraute er mir an, in welchem Auftrag er nach Jesreel kam. Von ihm erfuhr ich auch, was Elisa zu Jehu sprach, und daß das Heer zu Jehu hält.“

Machla sah Elibaal fest in die Augen. „Und dir habe ich das gesagt, weil ich sicher bin, daß du es nicht König Joram zutragen wirst.“ Ein Lächeln flog über sein Gesicht. „Die Zeit dafür dürfte auch kaum reichen. Ich kenne Jehu und weiß, daß er nicht zaudert. Nie läßt er seine Pferde traben, immer fährt er nur Galopp. Er wird auch jetzt rasch handeln.“³

Elibaal dachte laut: „Du sollst das ganze Haus Ahabs schlagen! So hieß die Weisung Elisas an Jehu? Das ganze Haus Ahabs, das sind nicht nur Ahabs Sohn Joram und dessen Geschwister und Kinder, das ist auch Isebel!“ Er sah Machla in die Augen. „Kommt jetzt, sieben Jahre nach Ahabs Tod, auch über Isebel die Strafe des Herrn?“

Elibaal versank in Brüten. Sieben Jahre! Was war das für ein Gott, der nicht nach Tagen zählte, für den Jahre wie Augenblicke galten? Dieser unsichtbare Herr, der allem, was lebte, den Atem gab. Und ihn nahm!

Elibaal erschauerte, ein Frösteln ließ sein Herz langsamer schlagen. Dieser Gott des Sehers Elia: ein rätselhafter Gott. Wirklich der Einzige? Der HERR?

27 Tau glitzerte auf den Gräsern, ein zarter Nebelschleier hob sich sacht aus den Hecken und Büschen. Elibaal stand an der Südecke seines Gartens und genoß die Schönheit des jungen Morgens. Es wird ein heißer Tag werden, dachte er, doch er ahnte nicht, wie heiß.

Er sah dem Bienenfresserpärchen zu, das rastlos hin und her flog, um immer wieder, mit Insekten in den spitzen Schnäbeln, zu der Gartenmauer zu fliegen, zu dem Loch, in dem sie dann verschwanden, um Augenblicke später, diesmal mit einem weißen Kotbällchen, wieder aufzutauchen. Lächelnd beobachtete er die gelb, grün und rot schillernden Vögel, wie sie fleißig sich mühten, ihre Jungen zu atzen. Eine leise Sehnsucht stieg in ihm auf. Wie alt bin ich jetzt, wirklich schon zweiunddreißig Jahre? Ich habe ein Nest, ein gutes und warmes Nest, das Obadja mir bereitet hat, aber mir fehlt –

Er konnte den Gedanken nicht weiterspinnen, da er Schritte näherkommen hörte. „Schon auf, Machla?“ Der lachte: „Du sagst: schon?“ Er blickte rundum. „Die Sonne steht schon drei Handbreit über den Höhen, ich aber habe geschlafen, als ob Friede im Lande herrsche!“ Er musterte Elibaal. „Hast du eine ruhige Nacht gehabt?“ Der wehrte mit einem Kopfschütteln ab: „Ich habe immer wieder an Elia denken müssen, an seinen Kampf am Berge Karmel und unsere Flucht in das Südland. Immer kam es so, wie der Herr es angekündigt hatte, nur die Worte, die Elia über Isebel sprach, sind noch nicht erfüllt.“

Über Machlas Gesicht flog ein Lächeln, das Elibaal nicht zu deuten wußte. „Ich glaube, wir werden nicht länger zu warten brauchen, Elibaal.“ Er wies nach Osten, wo unter der Morgensonne eine Dunstwand aufzusteigen schien. „Siehst

du nicht, was dort naht?“ Elibaal schirmte mit der Hand die Augen gegen das Licht ab: „Eine Staubwolke? Sie kommt rasch näher, vom Jordantal herauf.“ Machla schnappte: „Ich wette, es ist Jehu! Ich sagte ja schon: Stets jagt er im Galopp daher.“

Er wandte den Kopf, da auch in ihrem Rücken Hufschlag erklang. Elibaal wunderte sich: „Ein Reiter, der aus der Stadt auf die Staubwolke zuhält?“ Machla lachte freudlos: „Man hat, scheint es, auch droben im Palast die Wolke bemerkt, und der König sendet einen Kundschafter aus, um festzustellen, wer da kommt.“ Er packte Elibaals Arm. „Laß uns hinaufgehen auf die nächsthöhere Terrasse. Von dort aus können wir alles gut beobachten, ohne selbst gesehen zu werden!“

Schweigend sahen sie zu, wie die Staubfahne näher und näher kam. Einen Augenblick verweilte sie, als der entgegengesandte Kundschafter sie erreichte. Doch bald setzte sie sich erneut in Bewegung, rascher noch als zuvor.

Hufgeklapper und Rädergerassel auch von der Burg her. „Wenn ich mich nicht täusche, ist das der Wagen des Königs!“ stieß Elibaal heraus. „Tatsächlich, er ist es“, bestätigte Machla. „Joram hat sich also von seinen Wunden so weit erholt, daß er wieder in den Wagen steigen kann.“ „Ein zweiter Wagen hinter ihm?“ flüsterte Elibaal, doch jetzt erkannte er den Edlen, der dort neben dem Lenker stand: „Das ist ja Judas König Ahasja, der den verwundeten Joram besuchen kam!“ Er schätzte die Entfernungen ab. „Wenn ich nicht irre, werden die beiden Könige gerade hier vor uns auf den Wagen treffen, in dem du Jehu vermutest.“

Machla kniff die Augen zusammen. „Wenn ich mich recht erinnere, ist das da vor uns doch Naboths Land gewesen?“ Seine Stimme wurde spröde. „Dann wird geschehen, was nach des Herrn Willen geschehen soll: Auf dem Acker Naboths –“ Er vollendete den Satz nicht, da das Rasseln der Räder erstarb. Über dem aufgewühlten Staub waren nur die Köpfe der Pferde und die in den Wagen stehenden Männer zu erkennen. Machla lachte sein eigenartiges Lachen: König Joram ist tatsächlich so töricht, Jehu hier auf offenem Feld zu

begegnen.“ „Jehu ist allein, die beiden Könige dagegen –“
„Still! Horch, was sie da sagen!“

„Jehu, bist du es?“ Das war die Stimme König Jorams.
„Sag an, Jehu, ist Friede?“ „Friede?“ Jehus Stimme war
beißender Hohn. „Deiner Mutter Isebels Abgötterei und
Zauberei haben noch kein Ende! Und da sprichst du von
Frieden?“

Joram riß seinem Lenker die Zügel aus der Hand und
schrie König Ahasja zu: „Wir sind verraten!“ Die Pferde
bäumten sich und preschten los, Jehus Wagenlenker wollte
nach, hob schon die Peitsche, da sah er die abwehrende
Handbewegung seines Herrn, ließ sofort die Zügel locker,
und die Pferde hielten wie erstarrt. Jehu stand mit leicht ge-
spreizten Beinen, spannte den Bogen, zielte eiskalt, ließ den
Pfeil fliegen.

Elibaals Hand krallte sich in Machlas Arm. „Getroffen!“
Machla nickte: „Jehu war schon immer einer unserer besten
Bogenschützen. Auf fast hundert Ellen so genau zu treffen:
zwischen die Schulterblätter und ein wenig mehr nach
links. Genau ins Herz!“

Elibaal hatte kaum hingehört, starrte noch immer dort-
hin, wo der königliche Wagen ausrollte. Joram war zusam-
mengebrochen, jetzt fiel er aus dem Wagen, rollte im Staub.
Elibaal fuhr herum, da Machla schrie: „Und jetzt jagt Jehu
dem andern nach!“ Dem andern? Ah ja, dem König von
Juda! Der schien zu entkommen, hatte schon ein gutes
Stück Vorsprung, doch Machla war seiner Sache sicher:
„Jehu wird auch Ahasja einholen und töten. Was Jehu ein-
mal anfängt, das bringt er auch zu Ende.“ Er fuhr zu Elibaal
herum und schüttelte ihn: „Na, siehst du? Dort liegt Ahabs
Sohn Joram, nun weißt du, wie der Herr zu strafen weiß.“
Er schrie Elibaal ins Gesicht: „Willst du noch mehr – Bewei-
se?“ War Elibaal taub? Er stand und starrte dem davonra-
senden Wagen Jehus nach, als habe er nicht einmal Machlas
Schreien gehört. Jetzt legte sich allmählich der Staub, und
jetzt sah auch Elibaal den Leichnam da drüben auf Naboths
Acker: König Joram, Sohn des Ahab und der Isebel.

Wortlos waren sie durch die Gärten ins Haus zurückge-

kehrt. Schweigend hatten sie ihr Mahl eingenommen. Später, als die Hitze des Mittags abgeklungen war, hatten sie sich mit einem kurzen Blickwechsel verständigt: Gehen wir hinauf zur Stadt, zu sehen, was nun werden wird!

Es war nicht weit bis zum Tor, doch sie hatten noch nicht die Hälfte des Weges hinter sich, als sie Jehus Gespann heranjagen sahen. „Wie ich gesagt habe!“ knurrte Machla, „er hat auch den König Judas getötet. Ich wußte es ja: Nie kehrt Jehu unverrichteter Dinge zurück.“

Dann waren plötzlich noch mehr Wagen da, Reiter dazu, die Jehu von Ramoth her gefolgt sein mochten und jetzt zu ihm stießen.

Jetzt nahm Jehus Wagen die Spitze des Zuges, im Vorbeifahren winkte Jehu Machla zu: „Sei gegrüßt, alter Gefährte!“ Er warf den Kopf in den Nacken. „Zwei Könige auf einen Tag erlegt! Zufrieden mit mir?“ Er wartete die Antwort nicht ab, ließ die Peitsche über die Pferderücken zischen.¹

Gekeife dort am Tor? Ein Weib lehnte sich aus einem der Fenster. Grell geschminkt der Mund, rot getönt die Wangen und tiefschwarze Schatten unter den Lidern. Sie schwenkte die Arme, um auf sich aufmerksam zu machen, geiferte und spie: „He, du Verräter an deinem Herrn, wie fühlst du dich jetzt?“ Flüche und Verwünschungen, dazu obszöne Zeichen mit den Fingern. „Wirst auch nur wie Simri ein Siebentagekönig sein!“² Zwei Männer hinter ihr, Jehus Stimme dann: „Macht Schluß! Stürzt sie hinab!“ Gellendes Kreischen, ihre Hände krallen sich am Fensterbrett fest, vergebens, weil die Männer stärker sind. Ein Schwung, ein Schrei, ein Aufprall, dann nur noch das Stampfen der Pferdehufe, unter denen ein Wimmern erstirbt.

Selbst Machlas Gesicht ist versteinert. Jetzt reißt er sich zusammen und sieht Elibaal an. Der steht verstört, schaut noch immer hinauf, zu dem leeren Fenster, dann zu den Reitern, die sich durch das Tor drängen. Hunde hört er knurren und kläffen, noch unter den stampfenden Rossen machen sie sich zu schaffen.

Elibaal spürt nicht, wie Machla ihn mitzieht. Wie im Traum taumelt er die Gasse hinauf, auf den Winterpalast

Ahabs zu. Hier ist das Burgtor, der Hof, dort vorn der Prunksaal. Krieger drängen sich, Diener hasten umher, stellen Bänke auf und Tische, die hungrigen Männer zu bewirten. Schon sind Rosinenbrote und getrocknete Feigen zur Hand, dann auch Fleisch, halb roh noch, doch alle langen zu, weil sie ausgehungert sind vom weiten Ritt. Wein? Her damit! „Es lebe Jehu!“ „Nein, es lebe König Jehu!“ Sie lärmen, überschreien sich. Bis eine Stimme Ruhe gebietet, Jehus Stimme: „Sagt Männer, dieses Weib, das da aus dem Fenster stürzte, war das nicht Isebel?“ „Sie war es!“ schreien zwanzig zugleich. Jehus Hand gebietet erneut Ruhe, und nun sagt er: „Sie hat bekommen, was sie verdiente. Doch immerhin war sie die Tochter eines Königs.“ Seine Hand zeigt auf die Gruppe dort neben der Tür. „Ihr da, seht nach der Verfluchten und begrabt sie!“ Sie zögern, doch sie wagen nicht zu widersprechen. Wer mag es sich mit Jehu verderben? Heute, nach diesem Tag? Sie legen die Bratenreste hin, schieben die rasch geleerten Becher beiseite und gehen. Doch bevor das Lachen und Lärmen erneut aufbrandet, sind sie zurück, stehen verlegen unter der Tür. „Nun?“ heischt der neue König. „Was ist, daß ihr so bald zurück seid?“ Sie stoßen sich an, schieben einen nach vorn, der würgt heraus: „Die Hufe der Pferde haben sie zertreten. Und dann“, er muß schlucken, „und dann waren die Hunde da. Wir, wir fanden nur noch Isebels Schädel, ihre Hände, ihre Füße.“ Er steht und windet sich, weil alle auf ihn schauen.

Und in die Stille hinein bellen Jehus Worte: „Das ist es, was der Herr durch seinen Knecht Elia geredet hat: Auf dem Boden von Jesreel sollen die Hunde das Fleisch Isebels fressen, und der Leichnam Isebels soll wie Mist auf dem Felde sein!“

Was der Herr durch seinen Knecht Elia gesagt hat! Das Wort geht mit Elibaal, der zur Tür wankt. Er nimmt das Lächeln der Krieger nicht wahr, die meinen, er habe sich beim Essen übernommen und strebe hinaus, um sich zu erleichtern. Er spürt auch nicht die Nähe Machlas, der ihn nicht aus den Augen gelassen hat und jetzt heimbegleitet. Er

hört nur die Worte des Elia in seine Ohren dröhnen, hört es wie mit Fäusten in seinem Kopf hämmern: So spricht der Herr!³

Da ist das Haus, die Tür, der Wohnraum. Helek erschrickt, springt davon, ruft nach der Mutter. Schon ist Jeruscha da, bietet ihm einen Kelch mit kühlem Wasser. Und er trinkt, fühlt die Kühle die Kehle hinabrinnen, kann wieder atmen und sich besinnen.

Machla? Gut, daß du mich nicht verlassen hast! Er läßt sich auf die Polster sinken und fühlt Machlas Hand auf der seinen. Ganz ruhig kommt Machlas Stimme: „So ist das, wenn der Herr einen überwunden hat. Mir ging es nicht anders, als ich mich ihm ergeben mußte.“ Ein Lachen huscht über sein verwittertes Gesicht. „Der Herr redet nicht nur, er tut auch, was er spricht. Und dann stehst du mit lahmen Händen da, kannst dich nur fallen lassen, in seine Hände.“ Es klingt wie ein Jubelschrei: „In seine Hände!“

Elibaals Augen weiten sich. „Mich fallen lassen?“ Ein Bild sieht er plötzlich vor sich, ein längst verblichenes, eins aus Kindertagen: Er steht als Junge auf der Leiter, die hinauf zum Dachgarten führt. Da tritt der Vater ein, der müde von der Feldarbeit heimkehrt. „Papa! Fang mich!“ Und der Junge läßt sich von der Leiter fallen. Ins Leere? In die Vaterarme! Wie alt war ich damals? Vier, fünf Jahre? Jedenfalls groß genug, um zu wissen, daß ich mir böse wehgetan hätte, wäre der Vater nicht für mich dagewesen. Aber der fing mich! Und ich hatte das gewußt, ganz fest, ganz sicher, ganz bestimmt: Vater fängt mich auf! Und darum sprang ich...

Das Bild aus der Kindheit verblaßt. Hier neben mir steht Machla, unter der Tür Jeruscha, noch immer mit besorgtem Gesicht, und beiseite, den Finger im Mund und verlegen mit dem Fuß scharrend, Helek. Warum weicht er meinem Blick aus, bückt sich und bastelt am Riemen der Sandale herum? Sehe ich wirklich so zum Erschrecken aus?

Zum Erschrecken. Wundert euch das? Wer wollte nicht erschrecken über all dem, was heute geschah!

Die Bilder jagen sich, verwehen. Und plötzlich verwandelt sich alles: Schrecken wird Trost, Zweifel wird Ge-

wißheit. Ich kann mich fallen lassen! Fallen lassen wie damals, in Arme, die mich auffangen!

„Machla!“ Er schlingt die Arme um die Schulter des Veteranen. „Machla, du hast mir das Herz geöffnet, du mit deinem blinden Kriegerglauben.“ Machla begreift noch nicht. Bis Elibaal ihn herumdreht und ihm ganz nah in die Augen sieht: „Machla, du hast mir – wie soll ich es sagen? – du hast mir vorgeglaubt! Von dir konnte ich lernen, was glauben heißt. Sieh mal, ich wollte immer Beweise, Beweise von Gott!“ Elibaal greift sich an die Stirn. „Der Ichbin, der vor der Welt war und der auch ohne Welt noch sein wird, dieser Herr sollte sich vor mir beweisen!“ Machlas schlichter Sinn kann nicht so schnell folgen: „Was willst du noch, Elibaal? Er hat sich jetzt doch bewiesen?“ Elibaal möchte verzweifeln: „Begreifst du denn nicht, Machla? Das eben ist doch das Unerhörte: Der Wolken und Winden gebietet, der den Sternen ihre Bahn weist und Königreiche zerstört, der hat sich herabgelassen, mir Sterblichem zu beweisen, daß er ist.“

In Machlas Gesicht arbeitet es. „Das also meinst du! Ah, jetzt verstehe ich: Das hätte er nicht nötig gehabt!“ „Beileibe nicht! Er hätte mich mitsamt meinem Hochmut auslöschen können, auslöschen, wie man den glimmenden Docht eines Öllämpchens zwischen zwei Fingern zerdrückt. Doch was tut er? Er gibt dem Drängen seines törichten Kindes nach!“

Und wieder sieht er sich auf der Leiter stehen, tief unter ihm der harte, festgestampfte Lehm Boden. Er sieht sich, wie er die Arme ausbreitet und springt. Und er fühlt die starken Arme des Vaters, der ihn fängt.

So ist das also mit Jahwe. Ein Vater, der den Unverstand seiner Kinder auffängt.

In raschem Entschluß winkt Elibaal Jeruscha und Helek heran: „Kommt her! Und du auch, mein Freund Machla!“ Sie zaudern nur kurz, doch als sie ihm in die Augen blicken, fühlen sie, was ihn bewegt. „Hört, ihr sollt es als erste erfahren: Ab heute heiße ich nicht mehr Elibaal. Ab heute nennt ihr mich Elijahu. Mein Gott ist Jahwe.“

Machla nickt stumm, auf Jeruschas Gesicht liegt ein

Leuchten, und Helek starrt mit offenem Mund. Fragend wandert sein Blick zur Mutter. Die lächelt: „Verstehst du, unser Herr Elibaal“, sie erschrickt, verbessert sich: „Unser Herr Elijahu hat gefunden, wonach er so lange suchte.“

Erläuterungen

Kapitel 1

- 1 Die biblischen Berichte sind durch die Ausgrabungen bestätigt worden
- 2 Im hebräischen Urtext die Schreibweise für Damaskus. Jerusalem wird dort Jeruschalajim und Tyrus als Zor geschrieben.
- 3 Mizrajim: Unter-Ägypten
- 4 Melkart: Straße von Gibraltar
- 5 Im hebräischen Urtext die Schreibweise für Samaria
- 6 Vgl. 1. Könige 16,29-33
- 7 *Aschera = Ishtar = Astarte*: Göttin der Liebe und der Fruchtbarkeit. Für die Juden war der mit Tempelprostitution verbundene Kult ein Greuel
- 8 Über Ethbaal berichtet Josephus in *Antiquitates VIII,13*
- 9 2. Mose 14 ff
- 10 Vgl. 2. Mose 3,13-14: Der Name Gottes, JHWH geschrieben, Jahwe gesprochen, bedeutet „Der-Ich-werde-sein“. Schon bald wurde wegen des 3. Gebotes der Name Jahwe nicht mehr ausgesprochen, sondern „*Adonai*“ = „Mein Herr“ gelesen.
- 11 1. Könige 12,26-30

Kapitel 2

- 1 1. Könige 16,24
- 2 Vgl. Karte Samaria
- 3 1. Könige 18,13
- 4 Die Ausgrabungen in Megiddo und Sichern und an anderen Plätzen zeigen, daß die sozialen Gegensätze in jener Zeit immer größer wurden.

Kapitel 3

- 1 Richter 5,19,21
- 2 Richter 5,24-27 und 4,18-22
- 3 Vgl. Karte „Wassersystem von Megiddo“ S. 33

4 Die Ausgrabungen haben die Zerstörung Megiddos durch Schischak bestätigt.

- 5 Ab Mitte April bis Anfang Oktober fällt kein Regen, dann setzt die regnerische Winterzeit im Oktober mit dem „frühen“ Regen ein, der zur Aussaat genutzt wird. Nach wechselhafter Periode folgt dann Februar/März der „späte“ Regen.
- 6 Kusch: Ober-Ägypten u. Äthiopien
- 7 Johannes 4,5ff
- 8 Die Zahl der stationierten Gespanne läßt sich nach dem Ausgrabungsbefund errechnen.

Kapitel 4

- 1 Libanon: der „Weiße“
- 2 1. Könige 17,7-24

Kapitel 6

- 1 Emek: Tal
- 2 *Zebaoth*: urspr. „Heerscharen“, d.h. Jahwe ist der Schlachtenlenker. Später sind dann auch „himmlische Heerscharen“ gemeint
- 3 Vgl. 1. Könige 18,1-20

Kapitel 7

- 1 1. Mose 2,19
- 2 1. Mose 1,28
- 3 2. Mose 3,1-17; vgl. Kap. 1, Anm. 10
- 4 4. Mose 28,11

Kapitel 8

- 1 1. Könige 18,20-40
- 2 1. Könige 18,41-46

Kapitel 9

- 1 *Elijah*, voll ausgeschrieben: „Mein Gott ist Jahwe“
- 2 Amon wird als Stadthauptmann 1. Könige 22,26 genannt
- 3 1. Könige 19,1-2

Kapitel 10

- 1 Josua 8,30-35 und 5. Mose 27,1-10
- 2 5. Mose 27,11-15
- 3 1. Könige 12,26-30
- 4 3. Mose 19 und 5. Mose 24,17-22

Kapitel 11

- 1 1. Könige 19,1-3
- 2 5. Mose 25,17-19
- 3 Hausgötzen waren durchaus üblich: 1. Mose 31,19ff.; Richter 17,5 und 18,14, 1. Samuel 19,13, sogar noch bis in die Zeit König Josias (639-609 v. Chr.): 2. Könige 23,24

Kapitel 12

- 1 Das Wort „*Rotäm*“, das Luther mit „Wacholder“ übersetzt, bezeichnet eine blattlose Ginsterart.
- 2 1. Samuel 27,8-9
- 3 1. Könige 19,4-8

Kapitel 13

- 1 *Thora*: das Gesetz, dann in weiterem Sinne die Bücher Mose
- 2 2. Mose 20
- 3 2. Mose 32
- 4 2. Mose 3
- 5 *Ruach*: Geist, speziell Gottes Geist, Schöpfergeist
- 6 1. Könige 19, 9-16

Kapitel 15

- 1 Psalm 19,2-6: Diese Verse sind sehr alt; sie gehen vielleicht auf einen alt- oder vorisraelitischen Hymnus zurück.
- 2 1. Samuel 31,1-6

Kapitel 16

- 1 Tarschisch: Hafen in SW-Spanien nahe Cadiz, Umschlagplatz für Zinn, das von den Scilly-Inseln und Cornwall dorthin gebracht wurde. Kupfer gab es im Mittelmeerraum genug, doch Zinn, das mit Kupfer Bronze ergab, mußte über Tarschisch importiert werden.
- 2 Vgl. Kap. 1, Anm. 4
- 3 Scilly-Inseln und Cornwall
- 4 *Schofeten*, *Suffeten*: Richter, Senatoren
- 5 1. Könige 20,1-6
- 6 1. Könige 20,15-21
- 7 1. Könige 20,26-34
- 8 1. Könige 21,4-7

Kapitel 17

- 1 5. Mose 17,6

Kapitel 18

- 1 *Sefer*: Aufzählung, Erzählung, Schrift, Brief
- 2 5. Mose 6,4: das sogenannte „*Schema*“ – Höre!

Kapitel 19

- 1 2. Mose 22,27
- 2 5. Mose 17,7

Kapitel 20

- 1 1. Könige 21,17ff
- 2 1. Mose 3,12

Kapitel 21

- 1 Abel Mehola: 25 km nordöstlich von Sichem gelegen
- 2 *Elisa* = *Elischa*: „Gott ist Rettung“, 1. Könige 19,19-21
- 3 Zor: Tyrus
- 4 Vgl. Zeittafel S. 174

Kapitel 22

- 1 1. Könige 22,1-4
- 2 2. Chronik 18,1-2
- 3 1. Könige 22,5 ff

Kapitel 23

- 1 Der Unterlauf des Jabbok heißt auch heute noch Wadi Zarqa = das Schwarze Tal

Kapitel 24

- 1 1. Könige 22,31

Kapitel 25

- 1 1. Könige 22,34-38

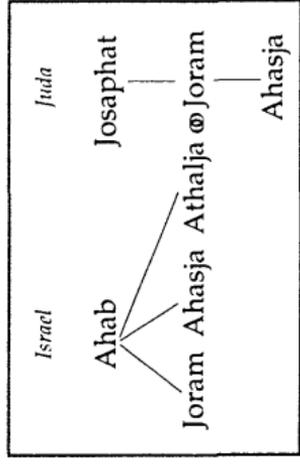
Kapitel 26

- 1 2. Könige 1,2
- 2 2. Könige 2,11
- 3 2. Könige 9,1-15

Kapitel 27

- 1 2. Könige 9,16-29
- 2 1. Könige 16,8-20
- 3 2. Könige 9,30-37

	Nordreich Israel	Südreich Juda	Nachbarn
882-871	Omri	908-868	Asa
876	Gründung Samarias		
871-852	Ahab	868-847	Josaphat
852-851	Ahasja, Ahabs Sohn	852-845	Joram, Sohn Josaphats, verheiratet mit Ahabs Tochter Athalja; bis 847 Mitregent Josaphats
851-845	Joram, Sohn Ahabs		
845	Jehu tötet Joram, Ahasja (von Juda) und Isebel	845	Ahasja, Sohn Jorams
845-818	Jehu	845-839	Athalja, Tochter Ahabs



Zeittafel: Das Alte Testament enthält zahlreiche Angaben zur Zeitrechnung, die sich aber nicht immer decken. Ein Fixpunkt für die in diesem Buch behandelte Periode ist das Jahr 841, in dem Jehu an Salmanassar III Tribut entrichtet. Von diesem in der Geschichte des Vorderen Orients feststehenden Jahr aus lassen sich die Ereignisse in Palästina zurückrechnen. Dabei bleibt ein Unsicherheitsfaktor von einigen wenigen Jahren. Das ist auch der Grund dafür, daß die angebotenen Zeittafeln nicht durchweg übereinstimmen



Alfred Salomon
**Wer glaubt,
der flieht nicht**
Jesaja und sein König Hiskia

144 Seiten; Paperback
ISBN 3-7615-1017-9
Best.-Nr. 111 017

Der Stadt Jerusalem droht im Jahr 701 v. Chr. die Belagerung durch die übermächtigen Assyrer. König Hiskia tut alles, um die Stadt zu verteidigen. Er läßt die Mauern verstärken, die Wasserversorgung durch einen 800 Meter langen Tunnel sichern, die Feinde jedoch von den Quellen abschneiden.

Er muß sich mit Räten auseinandersetzen, die sich auf die Hilfe des Pharaos stützen wollen. Und immer wieder mahnt der Prophet Jesaja, sich nicht auf Menschen, sondern auf den Herrn zu verlassen. Schon ist Juda verwüstet, die Festung Lachisch gefallen, Jerusalem eingeschlossen. Da kommt Rettung, anders, ganz anders, als König und Volk erwartet haben...

Ein biblisch fundierter und zugleich historisch zuverlässiger Roman um den König Hiskia und den Propheten Jesaja.

Kurt Schindler

Die Himmelspforte

Eine alte Handschrift erzählt

352 Seiten, gebunden

ISBN 3-7621-1509-5

Best.-Nr. 101 509



KURT SCHINDLER
DIE HIMMELSPORTE
EINE ALTE HANDSCHRIFT
ERZÄHLT



Das Heilige Römische Reich in den Jahren 1390-1401:

Zwei Mönche vom berühmten Orden der Predigerbrüder zu Köln auf ihrer Reise durch die Himmel und Höllen jener wahrhaft bewegten Zeit. Ein farbiges und packendes Sittengemälde aus einer Epoche, die unsere lebendige Vergangenheit ist.

Elia stöhnte auf

in bitterer Verzweiflung, dann aber rasend vor Zorn: „Es ist genug, Herr, so nimm nun meine Seele!“ Ja, es ist genug, übergenuß, nicht länger zu ertragen: stets auf der Flucht, verfolgt und gejagt von allen, die nach meinem Leben trachten. Und warum? Nur weil ich deinen Namen großmachen wollte, Jahwe Zebaoth! weil ich dich bekannt habe vor Königen und Fürsten, weil ich dir mehr gehorcht habe als den Menschen.

Er kann nicht mehr schreien, schelten und toben. Die Zunge schmerzt von den Rissen, die der Durst in sie schnitt. Durst, Hunger, Angst vor Isebels Schergen... Und du bist schuld, Jahwe!

Und wieder die Kälte einer sternklaren Nacht, unruhiger Schlaf und wirre Träume. Ein neuer Morgen, und die Sonne weckt mich auf mit ihrer Glut. Ich lebe, lebe noch immer? Der Herr hat mich nicht erhört, hat kein Erbarmen mit mir, läßt mich nicht sterben...?

Packend und anschaulich schildert der Autor eine Geschichte aus dem alten Israel, die uns nicht nur die Gestalt Elias näherbringt, sondern auch auf historisch zuverlässigem Hintergrund spielt und eine Fülle geschichtlichen Wissens vermittelt.

Alfred Salomon, geb. 1910, ist bekannter Verfasser vieler Romane, Sach- und Jugendbücher und lebt in Bonn-Oberkassel. Sein beliebter Roman „Wer glaubt, der flieht nicht“ wurde 1993 im Aussaat Verlag veröffentlicht.